pro

Christliches Medienmagazin

3 | 2014
www.pro-medienmagazin.de

Liebe statt Langeweile

Wie Ehe gelingen kann

Thomas Unger

Von Volksmusik zu Lobpreis

Anne-Sophie Mutter

Star-Geigerin mit Bach-Faible

Wolfgang Bosbach

Dankbar trotz Krebs-erkrankung

Liebe Leserin, lieber Leser!

Als ich vor fast einem Vierteljahrhundert vor den Traualtar trat, da war mir durchaus bewusst, dass eine lebenslange Ehe wohl eher nicht permanentes Verliebtsein, Partystimmung und Wolke 7 bedeutet. Aber ich hatte andere romantische Vorstellungen. Wenn man „in guten wie in schlechten Tagen“ gemeinsam durch dick und dünn geht, so dachte ich, dann würde man meistens zusammen sein. Es kam anders. In Wahrheit haben meine liebe Frau Dagmar und ich fast von Beginn an viele, viele Tage nicht gemeinsam verbracht. Ungezählte Stunden, etliche Wochen und ganze Monate lebten wir getrennt. Beruflich bedingt haben wir uns in einer Lebensphase, als unsere beiden Kinder noch kleiner waren, fast zehn Monate lang kaum sehen können. Doch diese Distanz hatte nichts Trennendes. Die Herausforderungen haben uns eher fester zusammengeschweißt. Und nie waren wir sprachlos. Mit Gottes Hilfe sind gerade in dieser Zeit, bei stundenlangen Telefonaten, unser gegenseitiges Vertrauen und unsere Liebe gewachsen. Und natürlich haben wir in all den Jahren gestritten, und wir haben uns versöhnt. Bis heute lachen wir viel zusammen – und nie wird es langweilig.

Dass das längst nicht jedem Ehepaar vergönnt ist, zeigt unsere Titelgeschichte. Demnach werden über 35 Prozent aller geschlossenen Ehen im Lauf von 25 Jahren wieder getrennt. Als Grund dafür geben die meisten Paare an, dass sich der jeweilige Partner ganz anders entwickelt habe, als man selbst.

Gibt es also ein Geheimnis für eine gelingende Ehe? Das Gebet halte ihre Ehe zusammen, hat uns das Sänger-Paar Cae und Eddie Gauntt verraten. Ansonsten halten sich die beiden eher für einen Beweis dafür, dass sich Unterschiede eben anziehen ...

Anders ist es bei Kara und Wolfgang Huber. Die beiden haben sehr jung geheiratet. Zweifel an der Entscheidung gab es aber nie. Eines ihrer Ehe-Geheimnisse sei Barmherzigkeit, haben sie uns erzählt. Dass er und seine Frau sich je langweilen könnten, hält der ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland für ausgeschlossen.

Ich möchte Ihnen zum Thema aber nicht nur die Lektüre unserer Titelgeschichte empfehlen, sondern darüber hinaus zwei Videos, in denen die Paare uns weitere Einblicke in ihr Eheleben gegeben haben. Die Videos können Sie auf unserer Webseite www.pro-medienmagazin.de ansehen.

Viel Freude beim Lesen und Schauen!

Es grüßt Sie herzlich

Christoph Irion

Inhalt 2
Meldungen 4
Leserbriefe 35
prost! 43

GESELLSCHAFT

Titel: Lieben lernen
Paare erzählen, warum ihre Ehe gelingt 6
Titel: Kindlos glücklich
Ehe ohne Kinder – geht auch! 12
„Hier geht nichts ohne Beziehungen“
Neue Perspektiven für Jugendliche in Problemvierteln 14
„Bei Gott darf ich schwach sein“
Fußball-WM-Star Júnior Enrique Díaz Campbell 16
Kultur-Bonus vor Gericht
Gibt Deutschland einen „Islam-Rabatt“? 18
Stirb, weil du Christin bist!
Ein Kommentar von Wolfram Weimer 21

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.
Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.
Bestellen Sie proKOMPAKT kostenlos!
www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151

220 Mädchen wurden in Nigeria entführt. Helfen Proteste?

POLITIK

„Gott hat es gut mit mir gemeint“
Bundestagsmitglied Wolfgang Bosbach im Interview 22
„Europa muss ein Erfolgsprojekt bleiben“
Erstmals ist die AfD im Europa-Parlament 26
„Auf, zu den Waffen!“
Christliche Werte im Ersten Weltkrieg 28
Der Bekenner
Paul Schneider, der „unbekannte Bonhoeffer“ 32

MEDIEN

Nur Mut
Impuls von ARD-Reporterin Iris Völlnagel 34
Sekten, Sumpf und Serienkiller
Die Krimiserie „True Detective“ 36
Wo die wilden Kerle wohnen
Christliche Entenjäger: Die „Duck Dynasty“ 38
„Wir gegen die da oben“
Ein Besuch beim Satiremagazin Titanic 40

KULTUR

Fünf Stimmen für ein „Lobe den Herren“
Die A-Cappella-Band Wireless 44
Vom Holzmichl zu Jesus
Thomas Ungers private und musikalische Kehrtwende 46
Steh auf, wenn du Jesus folgst
7 Glaubens-Thesen 48
„Bachs Choräle sind wie Sonnenstrahlen“
Die Star-Geigerin Anne-Sophie Mutter im Interview 50
Musik, Bücher und mehr
Neuerscheinungen kurz rezensiert 54

IMPRESSUM

christlicher medienverbund kep

Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktionsleitung Stefanie Ramsperger | Redaktion Moritz Breckner, Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Norbert Schäfer, Martina Schubert, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert, Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 | IBAN DE73513900000040983201, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelreport (16 Seiten)
Titelfoto pro

Forest Whitaker verfilmt Bestseller „Die Hütte“

Der Bestseller „Die Hütte“, in dem ein Mann ein Wochenende lang ein persönliches Gespräch mit Gott führt, soll als Spielfilm in die Kinos kommen. Der Oscar-Preisträger Forest Whitaker will Regie führen.

„Die Hütte“ von William Paul Young erschien 2007 und war 70 Wochen die Nummer eins der Bestsellerliste der New York Times. Darin trifft die Hauptperson Mackenzie Allen Phillips Gott in drei verschiedenen Formen: als Zimmermann Jesus, als afroamerikanische Frau und als Asiatin Sarayu. Mackenzie, dessen siebenjährige Tochter Missy vier Jahre zuvor entführt worden war, findet bei Gott Trost. Der amerikanische Schauspieler Forest Whitaker hat am Drehbuch mitgeschrieben und will auch Regie führen. Wie das Magazin The Tracking Board berichtet, könnte der britische Schauspieler Idris Elba eine Hauptrolle übernehmen. Elba wurde durch seine Darstellung des John Luther in der BBC-Fernsehserie „Luther“ bekannt. Außerdem wird die bekannte amerikanische Moderatorin und Schauspielerin Oprah Winfrey für einen Part im Film gehandelt. Die Dreharbeiten zum rund 30 Millionen Dollar teuren Film sollen im Sommer in Atlanta oder Vancouver beginnen. Forest Whitaker gewann 2006 den Oscar für die beste männliche Hauptrolle. Er überzeugte die Jury als ugandischer Diktator Idi Amin in dem Film „The Last King of Scotland“. Erst kürzlich übernahm Whitaker in dem christlichen Film „Black Nativity“ eine Hauptrolle, wo er einen Pastor spielt. | JÖRN SCHUMACHER

Foto: David Shankbone, flickr

Der gläubige amerikanische Schauspieler und Regisseur Forest Whitaker will einen christlichen Bestseller verfilmen

66 prozent

Gauck: Christen sollen Kirche mitgestalten

66,6 Prozent ihrer heutigen Mitglieder hat die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) im Jahr 2040 noch. Damit rechnet zumindest deren Leitungsebene. Sinken die Mitgliederzahlen, werden auch die Gelder knapp.

Die EKD hat sich dennoch vorgenommen, nach vorne zu schauen. Dazu hat sie Mitte Mai ein Zukunftsforum in Wuppertal einberufen. In der Eröffnungsrede ermutigte Bundespräsident Joachim Gauck die Protestanten, die „notwendige Neuorientierung“ der evangelischen Kirche in der Gesellschaft aktiv mitzugestalten. Glaube sei „kein sanftes Ruhekissen für bürgerliche Gemütlichkeit“. Gauck, der selbst jahrelang als Pastor tätig war, sagte, dass die Kirche heute oftmals als eine Art „liebenswertes Museum“ oder als „mehr oder weniger konservative Moralagentur“ angesehen werde. Kirchen sollten aber vielmehr eine „moralische und spirituelle Avantgarde“ und eine von ihrer Aufgabe überzeugte Gemeinschaft sein.

Der EKD-Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider wies ferner daraufhin, gemeinsam mit den Kirchengemeinden einen Weg aus der Krise finden zu wollen: „Was vor uns liegt, kann keine Gemeinde allein schultern.“ Den Reformprozess könne die EKD nicht zentral steuern, aber sie wolle Aufgaben übernehmen, die Gemeinden ohne Hilfe nicht bewältigen könnten.

Das Forum in Wuppertal ist Teil eines seit 2006 laufenden Reformprozesses der EKD. Derzeit sind 24 Millionen Menschen Mitglied der EKD. Die EKD-Leitung geht davon aus, dass die Zahl der Mitglieder bis 2040 auf 16 Millionen zurückgeht und sich damit die Finanzkraft halbiert. | ANNE KLOTZ

Drei Fragen an Michael W. Smith

Der christliche Sänger Michael W. Smith hat sein neues Album „Sovereign“ auf den Markt gebracht. pro hat mit ihm über seine Tour und seinen Vater, der an Demenz leidet, gesprochen.

pro: Sie waren auf Welttournee unter anderem in Bahrain. Muslime zu einem anderen Glauben zu führen, ist dort verboten. Wieso haben Sie ausgerechnet dort ein Konzert gegeben?

Michael W. Smith: In das Land hat mich der König eingeladen. Ein Komitee, bestehend aus einem Katholiken, einem Hindu, einem Moslem, einem Protestanten und einem Juden, hat sich dafür ausgesprochen, dass ich ein „Konzert des Friedens“ spiele. Es ist ein Wunder, wie ich da reingeraten bin. Das Konzert war unglaublich, eine Nacht, die ich nie vergessen werde. Ich bin mir sicher, dass auch Nicht-Gläubige da waren.

Mit dem neuen Album „Sovereign“ soll ein neues Kapitel Ihrer Musik-Karriere beginnen, haben Sie gesagt. Was bedeutet das?

Ich habe noch nie ein Lobpreis-Studioalbum gemacht, nur Live-Lobpreis-Alben. Ich bin ein Lobpreisleiter und ich hatte mein ganzes Musikleben eine Pop-Seite. Die beiden Seiten kommen nun zusammen. Ich habe mit jungen Leuten zusammengearbeitet, mit denen ich noch nie zusammengearbeitet habe, auch mit jungen, neuen Produzenten. Das gab der ganzen Sache neues Leben und neue Energie.

Mit welchen Herausforderungen kämpfen Sie derzeit?

Mein Vater leidet an Demenz. Er war immer sehr scharfsinnig, er ist mein größter Fan. Zu sehen, wie er mental abbaut, ist schwierig. Demenz ist eine merkwürdige Krankheit. Wir danken Gott für die guten Tage. Wir beten viel, an den Tagen, an denen es nicht so gut ist. | **MARTINA SCHUBERT**

Foto: Gerth Medien

Der 56-jährige Michael W. Smith ist seit über 30 Jahren in der Musik-Branche tätig. Jetzt hat er sein erstes Lobpreis-Soloalbum aufgenommen

Lesen Sie das gesamte Interview auf pro-medienmagazin.de: bit.ly/m-w-smith

Foto: Daimler AG, press department

Smart-Chefin bei Daimler und Christin: Annette Winkler

Smart und gläubig: Managerin Annette Winkler

Hinter jedem Smart steckt eine kluge Frau: Seit 2010 ist Annette Winkler Managerin der Smart-Abteilung von Mercedes. Die 54-Jährige ist gläubige Christin.

„Sie glaubt an den lieben Gott und Dieter Zetsche (in dieser Reihenfolge)“, schrieb die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung in einem Porträt über Winkler. Sie selbst sagt über sich: „Ich bin bekennender und überzeugter Christ, praktizierende Katholikin. Der Glaube ist für mich außerordentlich wichtig, mein Kompass fürs Leben.“ In ihrem Wohnort Überlingen am Bodensee gehe sie in eine Gemeinde und lobt ihren „wunderbaren Pfarrer als einen wichtigen Ratgeber“. Annette Winkler kam 1995 zum Konzern Mercedes-Benz. Sie ist verheiratet und pendelt zwischen Stuttgart und dem Bodensee.

| **JÖRN SCHUMACHER**

Lieben lernen

Die Ehe ist in Deutschland schon lange kein Bund fürs Leben mehr. Glauben wir den Statistikern, wird über ein Drittel der heute Verheirateten in 25 Jahren getrennt sein. Was unterscheidet diese Paare von jenen, die es ein Leben lang miteinander aushalten? pro hat sich auf die Suche nach dem Geheimnis der großen Liebe gemacht. | **VON MARTINA SCHUBERT UND ANNA LUTZ**

Foto: Annette Riedl

Frau Huber, gab es Momente, in denen Sie dachten, es könne kaputt gehen?"

„Die Ehe?", fragt Kara Huber. Ihre Stimme schlägt beim letzten Wort nach oben aus, als sei allein die Frage schwer zu begreifen. „Nein. Die Ehe nicht", antwortet sie sogleich. Als eine Pause entsteht, bemerkt sie, dass ein solch selbstverständliches Bekenntnis zur lebenslangen Treue keineswegs für sich allein stehen kann. „Ich habe dieses Versprechen, zusammenzubleiben, bis dass der Tod uns scheidet, immer sehr ernst genommen", sagt die Lehrerin im Ruhestand und Ehefrau einer der meistgeschätzten deutschen Kirchenpersönlichkeiten.

Kara und Wolfgang Huber, ehemaliger Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland und Bischof im Ruhestand, sind seit 50 Jahren ein Paar. Im Februar 1964 lernen sie sich auf einer Hochzeit im Schwarzwald kennen. Während draußen der Schnee rieselte, wurde es drinnen warm um die Herzen. „Wir haben den ganzen Abend getanzt. Er fühlte sich sehr gut an", erinnert sich Kara Huber heute. „Ziemlich geknistert" habe es, sagt ihr Mann.

Auch im Jahr 2014 knistert es noch. Das Ehepaar hat pro zu einem Gespräch über die Ehe in die eigenen vier Wände eingeladen. Dort sitzen Kara und Wolfgang Huber nun in ihrem ausladenden Ess- und Wohnzimmer, hinter ihnen ein riesiges Bücherregal, vor ihnen ein feiner Holztisch, unter ihnen Salonsessel mit gestreiftem Bezug. Ein halbes Jahrhundert haben sie gemeinsam verbracht, ohne eine Trennung jemals ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Stattdessen geben sie einander im Verlauf des Interviews Küsschen, halten Händchen, streicheln sich gegenseitig über Arme, Schultern, Rücken. „Ein Geheimnis guter Ehen ist, dass man sich körperlich entdeckt und nicht die Antennen nach anderen ausstrecken muss", sagt Kara Huber. „Mir ist der Gedanke vollkommen fern, dass eine Situation eintreten könnte, in der jeder Tag wie der andere ist und wir uns wechselseitig langweilen", sagt Wolfgang Huber. Damit meint er nicht nur das Körperliche. Es geht ihm um den Dialog, den Austausch, das gemeinsame Leben.

Zweieinhalb Jahre nach dem ersten Treffen im Schwarzwald heirateten Kara und Wolfgang Huber. Sie ist gerade 20, zur damaligen Zeit nicht einmal volljährig. Die beiden beschließen zum frühestmöglichen Zeitpunkt, ihr Leben miteinander zu verbringen. „Manche fanden das nahezu unbegreiflich. Wir aber waren ganz davon überzeugt, dass dies der richtige Weg war", erinnert er sich. Zusammen gelebt hatten die beiden zuvor nicht – das war für die damalige Zeit unüblich. „Eine Ehe auf Pro-

be gab es nicht“, sagt Kara Huber. Ihr Mann findet, dass das kein Nachteil sein muss: „Ehen halten nicht länger, weil man die Partnerschaft getestet hat.“ Stattdessen sei Barmherzigkeit das Geheimnis einer stabilen Ehe, sich zu verzeihen, den anderen genauso wichtig zu nehmen wie sich selbst, ist das Paar überzeugt.

Glaubt man den Statistiken, ist dieses Geheimnis vielen Deutschen unbekannt oder zumindest keine Hilfe. Zwar gaben sich im Jahr 2012 in der Bundesrepublik rund 387.000 Paare das Jawort, 10.000 mehr als im Jahr zuvor. Die Zahl der Eheschließungen hat sich seit Beginn der statistischen Aufzeichnung im Jahr 1950 aber gemessen an der Einwohnerzahl halbiert. Das Gegenteil ist mit der Zahl der Scheidungen geschehen. Zwar wurden 2012 10.000 Ehen weniger geschieden als im Vorjahr. Seit den 60er Jahren bis in die 80er hinein ist deren Zahl aber angestiegen und liegt seitdem konstant bei zwei bis drei geschiedenen Ehen pro tausend Einwohner. Ausgehend von den derzeitigen Scheidungsverhältnissen werden etwa 37 Prozent aller 2012 geschlossenen Ehen im Laufe von 25 Jahren getrennt.

Durchschnittlich dauern Ehen heute 14 Jahre. 1992 hielten Paare rund elf Jahre durch. Ehen bestehen derzeit also etwas länger – häufig aber keineswegs ein Leben lang. Die Familienforscher Guy Bodenmann, Thomas Bradbury und Sabine Maderasz haben untersucht, warum Menschen sich scheiden lassen. Der am häufigsten genannte Grund ist, dass der Partner sich anders entwickelt als man selbst. Die Beziehung stellt einen der beiden nicht mehr zufrieden, Erwartungen sind enttäuscht worden, es fehlt an Engagement, Emotionen, Liebe, Respekt, Leidenschaft. Gewalt oder Fremdgehen nennen die Befragten seltener als Scheidungsursache.

Den falschen Partner gibt es nicht

Es gab eine Zeit, da dachten auch Eva-Maria und Wolfram Zurhorst an Scheidung. Heute gelten die beiden als Deutschlands berühmteste Beziehungscoaches. Was ist die wichtigste Lektion der 52-Jährigen und ihres sechs Jahre jüngeren Mannes? „Was es braucht, ist, vergeben zu lernen“, sagt Eva-Maria Zurhorst. „Wir werden in Beziehungen alle zu Sündern. Niemand kann dem Bild, das er selbst von sich hat, in einer Partnerschaft entsprechen.“ Viele verurteilten sich deshalb selbst oder gingen fremd, suchten das Glück woanders.

Drei Monate nachdem sich die Journalistin und der aufstrebende Geschäftsmann Wolfram Zurhorst vor 19 Jahren kennenlernen, wird sie schwanger. Beide sind mit der Lage überfordert, dennoch entscheiden sie sich für das Kind und für die Beziehung. Vier Jahre später findet sie heraus, dass Wolfram eine Geliebte hat. Eine Flucht sei das gewesen, sagt er im Nachhinein. Vor Kritik, der Angst, nicht zusammenzugehören, der Zurückweisung durch seine Frau, die selbst unzufrieden war. Auch sie beginnt eine Affäre. Als die beiden sich eigentlich schon getrennt hatten, aber noch gemeinsam in einem Haushalt leben, fängt er eine Therapie an, arbeitet systematisch seine eigene Geschichte auf – und lässt seine Frau, die sich schon lange für Beziehungscoaching interessiert, daran teilhaben. Ihr gemeinsamer Weg als Paartherapeuten beginnt damit, dass sie sich selbst therapieren lassen. Heute weiß Eva-Maria Zurhorst: Den falschen Partner geheiratet zu haben – das ist eine Illusion. „Man heiratet immer einen Menschen, der Herausforderung bringt. Es gibt keinen idealen Partner. Nur die Frage, ob zwei Menschen dazu bereit sind, aneinander zu wachsen.“ Dennoch gebe es Ehen, die sich nicht retten ließen, sind die beiden überzeugt. „Es gibt Beziehungen, die stagnieren seit Jahren. Da stirbt man drin. Wenn einer von beiden nicht dazu bereit ist, sich weiterzuentwickeln, dann gibt es kein Wachstum, keine Lebendigkeit mehr. Das Leben braucht aber genau das“, sagt Eva-Maria Zurhorst. Wolfram Zurhorst stimmt zu: „Wir sagen Paaren an einem gewissen Punkt, dass es besser ist, wenn sie sich loslassen, vor allem, wenn Kinder im Spiel sind. Ich erkenne diesen Punkt daran, wenn Menschen oft jahrelang gekämpft haben, um eine Beziehung am Leben zu erhalten, und einfach nicht weiterkommen.“

Was ist das Besondere an Ihrer Ehe?

Kara und Wolfgang Huber

Foto: pro

Er: Das Besondere ist Dankbarkeit füreinander und miteinander. Vieles als Geschenk empfangen zu können, sodass die herausfordernden Seiten des Lebens weniger anstrengend sind und man sich nach einem steilen Anstieg über die Aussicht freuen kann.
Sie: Bei dem Bild will ich bleiben, wir sind beide leidenschaftliche Wanderer. Zum Wandern gehört ein Rucksack. Dieser Rucksack wird von uns beiden wechselseitig getragen. Und was darin ist, ist immer wieder eine Überraschung und bereichert unsere Ehe – selbst wenn es eine Last ist, die man im Wechsel trägt. Durch das gemeinsame Tragen wird sie leichter.

Am kritischen Punkt, nach 14 Jahren Ehe, seien die Paare häufig Mitte 40, in jener Phase also, in der die Romantik normalerweise dem Alltag gewichen ist, sagen Zurhorsts. Kinder und Karriere bestimmen das Leben. „Viele Beziehungen bluten über die Jahre hinweg aus. Das liegt an unserem Bedürfnis nach Sicherheit. Wir wollen, dass alles funktioniert. Dass das Haus abbezahlt wird, die Kinder gut aufwachsen, der Freundeskreis gefestigt ist. Schnell geraten wir dann in ein Fahrwasser, das uns sicher sein lässt – aber auch tot“, analysiert Eva-Maria Zurhorst. „An diesem Punkt verlieren Paare oft den Kontakt zueinander. Die natürliche Anziehungskraft zueinander lässt mehr und mehr nach. Man lebt nebeneinander her.“ 90 Prozent aller Paare hätten dieses Problem, schätzt sie. Und wo die Routine regiere, werde die Beziehung zur Nebensache und sei nicht mehr als ein Rahmen, innerhalb dessen gemeinsam ferngesehen werde. An diesem Punkt rät sie von vorschnellen Trennungen ab. Reden und Zuhören sei stattdessen angesagt. Auch Hilfe von außen könne helfen. Deshalb plädiert Eva-Maria Zurhorst für Ehekurse, wie sie im christlichen Kontext gängig sind, aber durchaus auch für eine christliche Glaubenspraxis: „Ich würde jedem raten, gemeinsam still zu werden. Sich bewusst gemeinsam radikal für Liebe und gegen Auseinandersetzung zu entscheiden. Ich nenne das Meditieren statt Beten – wir meinen aber dasselbe.“

Laut, heftig und oft streiten

Man kann wohl sagen, dass das Beten eines der großen Ehegeheimnisse von Cae und Eddie Gauntt ist. Die beiden Sänger hat, wie sollte es anders sein, die Musik zusammengeführt. In ihrer Heimat Texas lernen sie bei derselben Frau das Klavierspielen. Bei Solo-Konzerten zum Semesterabschluss an der Baylor University sieht Cae Gauntt ihren Eddie zum ersten Mal. Für sie war es Liebe auf den ersten Blick. „An dem Tag, an dem ich ihn zum ersten Mal gesehen habe und er Klavier gespielt hat, habe ich später meine Mutter angerufen und gesagt: ‚Mum, ich habe heute den Mann kennengelernt, den ich heiraten will‘“, sagt sie heute. Anderthalb Jahre nach dieser ersten Begegnung steht das Paar vor dem Traualtar.

Mittlerweile sind die 58 und 59 Jahre alten Musiker seit 36 Jahren verheiratet. Obwohl sie, wie sie selbst sagen, „laut, heftig, oft“ miteinander streiten. Eddie Gauntt sagt: „Es gab Zeiten und es gibt immer noch Zeiten, in denen man sagt, das halte ich nicht mehr aus. Ich gehe schreiend in den Wald. Der ist um die Ecke.“ Seine Frau lacht herzlich. Gemeinsam sitzt das Pärchen auf einer Holzbank auf der Terrasse hinter seinem Haus in Graben-Neudorf in Baden-Württemberg. In Deutschland leben sie seit über 30 Jahren. Er kam wegen eines musikalischen Engagements in die Bundesrepublik – und brachte seine Frau mit. An der himmelblauen Wand hinter ihnen hängt an einer Kordel ein kleines weißes Gipsherz, und zwar genau zwischen ihnen. Ein leichter Wind weht Cae Gauntt die Haare ins Gesicht. Ihr Mann streift sie mit der Hand von ihrer Wange. Heimelig ist es bei den Gauntts.

Jeden Morgen lesen sie gemeinsam in der Bibel. Eddie Gauntt sagt: „In der Bibel steht, man soll ohne Unterlass beten, und ich glaube, wir versuchen, das zu machen. Ich bete regelmäßig, so wie ich atme.“ Für die beiden ist das Eheversprechen heilig – und sie versuchen, sich daran zu halten, auch wenn das nicht immer leicht sei.

„Ehe – irgendwie paradox“

Warum heiraten junge Paare heute? Um den Begriff Ehe neu mit Sinn zu füllen, sagt Hannes Leitlein. Gemeinsam mit Gesine Wulf hat er ein Buch über Paare geschrieben, sie sich getraut haben. | DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ

Foto: privat

Der 28-jährige Leitlein studiert evangelische Theologie in Wuppertal

pro: Ist die Ehe gerade in?

Hannes Leitlein: Sie ist nicht angesagter als früher. In einem bürgerlichen akademischen Milieu ist sie vielleicht eher en vogue als in anderen Gruppen. Auf dem Land ist das Heiraten noch selbstverständlicher. Andersherum betrachtet mussten wir aber sehen, dass alle Paare, die wir begleitet haben, sich für ihre Entscheidung, zu heiraten, rechtfertigen mussten. Weil es eben nicht mehr normal ist, sich das Jawort zu geben.

Warum heiraten die Paare in dem Buch, das Sie über die Ehe geschrieben haben, dann überhaupt noch?

Die Menschen haben wieder Lust, sich festzulegen. Und viele stellen fest, dass die Ehe nicht so sein muss, wie die Gesellschaft sich das vorstellt. Ich glaube, das Wort Ehe ist unglaublich belastet mit Idealen und Ansprüchen. Die Gesellschaft hat klare Vorstellungen davon, wie eine Hochzeit auszusehen hat, wie sie abläuft und wann sie zum Beispiel Kinder hervorzubringen hat – gerade vor dem Hintergrund der derzeitigen Debatte um die Öffnung der Ehe für Homosexuelle. Die Menschen in unserem Buch und auch ich selbst haben trotz alledem geheiratet. Das ist auch der Versuch, den Begriff Ehe für uns zu definieren und mit Sinn zu füllen. Ehe ist letztendlich ein Freiheitsakt. Wie der aussehen kann, zeigen zum Beispiel Luise und Gustav in unserem Buch: Niemand hat von ihnen erwartet, dass sie heiraten. Sie brauchen die Ehe auch eigentlich nicht – aber sie tun es trotzdem. Sie gehen bewusst einen Schritt, den viele ihrer Freunde sogar kritisiert haben. Deshalb nennen sie das Heiraten einen „rebellischen Akt“.

Warum braucht es die Ehe überhaupt noch?
Das Festlegen macht einen Unterschied. Eine Hochzeit zu planen, alle Menschen, die man lieb hat, einzuladen und mit ihnen ein Fest zu feiern, sich öffentlich zu der Liebe zu bekennen – das alles bleibt aus, wenn man nicht heiratet. Ein Bündnis einzugehen und zu beschließen, das Leben gemeinsam zu wuppen, das ist doch etwas ganz anderes, als einfach zusammenzuwohnen. Ich glaube auch, dass es einem Paar hilft, eine Hochzeit erlebt zu haben. Wenn 50, 100 oder 200 Menschen zusammenkommen, nur um diese Beziehung zu feiern – das macht etwas mit einer Partnerschaft.

In Ihren Paargeschichten entscheiden sich junge Menschen zur kirchlichen Hochzeit, die eigentlich aus der Kirche ausgetreten waren. Warum?
Das ist sehr unterschiedlich. Ein Paar, von dem ich eben schon sprach, Luise und Gustav, wollte die alte Tradition Ehe neu inszenieren und die Vorstellung, die sie von ihren Eltern mitbekommen haben, selbst beleben. Bei anderen war es eine völlige Selbstverständlichkeit. Da ist die kirchliche Heirat Ritual. Das Traditionelle spielt für viele eine große Rolle. Die kirchliche Heirat ist immer der festliche Akt, die standesamtliche eher der bürokratische Teil. Heiraten wird aber auch nach wie vor als religiöser Akt wahrgenommen. Aus diesem Grund haben sich manche Paare in unserem Buch bewusst dagegen entschieden. Die meisten wissen allerdings nicht, was die Bibel zur Ehe sagt. Dennoch fallen immer Begriffe wie Treue, Liebe, Füreinander-da-sein, die ja schon etwas mit dem christlichen Kontext zu tun haben.

Sie haben selbst jung geheiratet, mit Mitte zwanzig. Weiß man als junger Mensch, worauf man sich mit der Ehe einlässt?
Nunja, wir dachten, wir wüssten es. Aber am Ende kam dann doch alles anders. Wir wurden positiv überrascht. Im Grunde kann doch niemand wissen, worauf er sich mit der Ehe einlässt. Es ist der Versuch, zwei unstete Komponenten in eine stete Form zu bringen. Und das, obwohl man nicht weiß, was kommt. Irgendwie paradox, nicht wahr?

Welche Rolle spielt der Glaube dabei?
Eine große, wie in allen Dingen. Die Paare in unserem Buch erhoffen sich von der kirchlichen Ehe einen Segen. Zum anderen führt der Glaube aber auch zu dem Gedanken, dass der Partner oder die Partnerin dem anderen nicht alle Träume erfüllen muss. Man holt Gott mit in die Gemeinschaft, eine Person mehr also. Diese Person ist wichtiger als alles andere. Man verlässt sich auf sie. Es gibt also noch jemanden, der über allem steht.

Vielen Dank für das Gespräch

Als Musiker geben die beiden immer wieder gemeinsam Konzerte. Sie, die langfristige Planerin in dieser Partnerschaft, bastelt die Konzepte ihrer Auftritte oft Wochen vorher zusammen. Er hingegen mag es spontant. „Ich habe eine Idee“, sagte er einst auf der Autofahrt zu einem ihrer Gigs, und schlug ein bestimmtes Lied für den Abend vor. Seine Frau widersprach: „Nein, das passt einfach nicht ins Programm.“ Auf der Bühne kam es zum Eklat: Vor Publikum bekamen die beiden sich über den Ablauf des Abends in die Haare. Auch wenn die Zuschauer das Ganze für eine Comedy-Einlage hielten, entschieden Eddie und Cae Gauntt danach, erst einmal keine gemeinsamen Konzerte mehr zu geben – für die nächsten zehn Jahre.

Heute singen sie wieder gemeinsam. Auch das Zusammenleben haben sie im Laufe ihrer Ehe bewusst gelernt. Cae Gauntt sagt: „Wir schätzen unsere Unterschiede und es ist eine Bereicherung für unsere Ehe.“ Die beiden sind ein Beweis für das Sprichwort „Unterschiede ziehen sich an“, der Meinung ist zumindest Opernsänger Eddie Gauntt. Cae Gauntt, die Popsängerin, meint: „Wir sind beide Sänger, wir sind beide Christen, wir kommen beide aus Texas. Wir haben schon vieles gemeinsam. Aber von der Persönlichkeit her ...“ Ihr Mann fällt ihr ins Wort: „... würde ich sagen rechts und du links.“ Sie hakt wieder ein: „Total, das andere Ende des Spektrums. Das ist die große Herausforderung und eine große Bereicherung in unserer Beziehung, dass wir an Dinge so unterschiedlich herangehen.“

Gemeinsamer Glaube: Anker einer Ehe

Eine gemeinsame Glaubenspraxis wie Gebet, Bibellesen und Gemeindebesuch hält Christof Matthias, Leiter der christlichen Organisation für Ehe- und Familienberatung Team.F in Hessen, für wichtig und „absolut zentral“. Matthias sagt: „Meine Frau und ich beginnen jeden Morgen mit dem Austausch und dem Gebet für alle Anliegen und dem Segen füreinander. Das ist uns ein großer Rückhalt und bringt uns schon jeden Morgen sehr nahe zueinander.“ Wer sich das entgehen lasse, beraube sich selbst eines großen Segens. Er ermutigt dazu, den Glauben mit dem Partner gemeinsam zu praktizieren: „Kirche, gemeinsame Glaubensveranstaltungen wie den Hauskreis, Gemeinschaft im Glauben zu leben – das ist mehr als das Salz in der Suppe. Das ist der gelebte zentrale Anker des Lebens. Der Glaube trägt eine Ehe, gerade in belastenden Situationen wie Arbeitslosigkeit oder Krankheit.“

Auch die Bibel gebe Hilfestellung in Beziehungsfragen. Matthias bezeichnet sie als „das Handbuch für eine gelingende Partnerschaft überhaupt und den besten Ehe- und Erziehungsratgeber voller hilfreicher Ansätze“: Die Gebote seien gute Leitfäden für eine gelingende Partnerschaft. Einer achte den anderen höher als sich selbst. „Dabei geht es immer um die Haltung. In der Bibel wird eine Haltung der Demut und der Liebe beschrieben und wer dem nacheifert, hat die besten Voraussetzungen, eine lebenslange, stabile Partnerschaft zu leben.“

Natürlich sind Ehen unter Christen nicht vor starken Rückschlägen und Scheidungen gefeit. In Amerika ist die Scheidungsrate bei Gläubigen sogar etwas höher als die von Agnostikern und Atheisten, heißt es in einer Studie des christlichen Studienzentrums Barna Group. Andere Erhebungen unterscheiden zwischen aktiven und nicht-aktiven Christen und errechnen, dass jene Gläubige, die am Gemeindeleben teilnehmen, seltener vor dem Scheidungsrichter stehen.

Was ist das Besondere an Ihrer Ehe?

Cae und Eddie Gauntt

Foto: pro

Er: Das klingt furchtbar einfach, aber es ist die Liebe für den anderen. Ich liebe meine Frau und diese Zuneigung. Wenn ich die Liebe verliere, dann schreie ich zu Gott und er gibt sie mir wieder.
Sie: Er will, dass unsere Ehe heil bleibt, er will, dass wir zusammenbleiben. Wir glauben beide ganz, ganz, ganz stark, dass es sein Wille ist für Ehen im Allgemeinen und spezifisch für uns. Wir glauben, dass es ein Teil von Gottes Plan ist. Er hat keinen Fehler gemacht, als er uns zusammengefügt hat, sondern es ist sein Wille, dass wir zusammen sind. Dann kommt automatisch der Gedanke: Wenn das sein Wille ist, dann gibt er uns auch die Kraft dazu, das aufrecht zu erhalten. Und das ist, was wir immer wieder erleben. Ohne Gott würden wir heute nicht mehr zusammen sein.

Christen sollten grundsätzlich am Eheversprechen festhalten, findet Matthias. „Ich sehe nur einen berechtigten Scheidungsgrund: Wenn einer der Partner sich von der liebevollen Haltung, zu der Gott uns einlädt, abwendet und auf Dauer keine Korrektur annimmt und in nachhaltig verletzender Weise – emotional oder physisch – seinen Partner einer Atmosphäre aussetzt, die zerstörerisch ist.“ Das Paar könne sich Hilfe suchen oder sich auch für eine „Zeit der Besinnung trennen, ohne sich scheiden zu lassen, und beten, dass der unversöhnliche Partner noch mal Korrektur annimmt“. Aber wenn einer verletzend und nach persönlicher Seelsorge und Beratung bei seiner Haltung der Unversöhnlichkeit bleibt, kann die Scheidung der richtige Weg sein. Oft werde aber zu früh aufgegeben. Selbst das Fremdgehen müsse kein Grund für eine Trennung sein: „Immer, wenn Versöhnung, Buße und Umkehr stattfinden, kann ein neuer gemeinsamer Weg gefunden werden.“ Der Team.F-Berater erläutert: „Wer sucht, wird finden, wer anklopft, dem wird aufgetan. Das ist Gottes Versprechen. Der Weg der Beratung kann steinig, lang und erneut schmerzhaft werden. Aber wer sich dem stellt, wird reicher aus der Beratung herausgehen, als er vielleicht vorher je gewesen ist.“ Matthias nennt seine Erfolgsquote für eine Eherettung: „Wenn beide wollen: 100 Prozent. Wenn ein Paar kommt und beide aufrichtig – die Betonung liegt auf aufrichtig – an der Beziehung arbeiten wollen, habe ich es noch nie erlebt, dass sie sich trotzdem getrennt haben.“

Alleine nicht denkbar

„Kara Huber ist ohne Wolfgang Huber nicht denkbar. Wolfgang nicht ohne Kara“, schrieb der Journalist Philipp Gessler einst in seiner Biografie über den Theologen Huber. Doch auch beim Vorzeigepaar des deutschen Protestantismus kriselte es ab und an gewaltig. Im Jahr 2003 wird Wolfgang Huber überraschend zum Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland gewählt. Er nimmt das Amt an. Danach meldet er sich telefonisch bei seiner Frau. „Da ging es mir sehr schlecht“, sagt sie heute. „Ich hatte Angst, dass er sich überfordert“, erinnert sie sich. Eine Bedrohung sei die neue Berufung neben dem Bischofsamt in Berlin und Brandenburg gewesen. Eine zusätzliche Belastung, die dem Paar „keinen Raum zum Atmen lassen könnte“, fürchtet sie damals. In langen Gesprächen räumen Kara und Wolfgang Huber diese Vertrauenskrise in den folgenden Wochen aus. Er nennt dies heute „eine der allerwichtigsten Erfahrungen in meiner Ehe“. Er habe erkennen müssen, dass es Situationen gibt, „in denen die Partnerschaft der Lebensdynamik nicht folgen kann. Wieder in den Rhythmus zurückzufinden, ist eine große Aufgabe“. Sie ist den Hubers offenbar geglückt. Heute raten sie Paaren in ähnlichen Lagen, sich so schnell wie irgend möglich auszutauschen und den anderen zu verstehen.

„Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“, zitiert Kara Huber ihren biblischen Trauspruch. Die Kehrseite dieser Freiheit sei, dass die Partnerin oder der Partner zu weit gehe. „Freiheit bedeutet also auch, dem anderen zu verzeihen, wenn das geschieht“, sagt sie und meint damit: Neuanfänge zu ermöglichen. Immer wieder. Das ganze Leben lang. Für Wolfgang Huber liegt in der gegenseitigen Vergebung und dem gemeinsamen Neuanfang ein Merkmal des Glaubens: „Wenn Christen davon keinen Gebrauch machten, würde mich das sehr traurig stimmen.“ Kara Huber fügt hinzu: „Das fällt leider nicht vom Himmel. Es ist ein hartes Stück Arbeit, vor dem sich niemand drücken kann, wenn seine Hoffnung ein Leben zu zweit ist.“

pro VIDEO

Filme zum Artikel online: bit.ly/ehe-huber bit.ly/ehe-gauntt

„Die Ehe entromantisieren“

Eva-Maria und Wolfram Zurhorst sind die wohl bekanntesten Beziehungscoaches Deutschlands. pro hat sie gefragt, wie man das Lieben lernt. | **DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ**

Foto: privat

Zurhorsts Weg als Paartherapeuten beginnt damit, dass sie sich selbst therapieren lassen

pro: Braucht jedes Paar einen Beziehungscoach?
Wolfram Zurhorst: Nein. Unsere Erfahrung zeigt aber, dass es Punkte in einer Langzeitbeziehung gibt, an denen es sehr hilfreich ist, sich einen Tipp oder Impuls von außen zu holen. Das kann unnötige Streitereien vermeiden.
Eva-Maria Zurhorst: Ich wünsche mir ein Bewusstsein dafür, dass man ein paar Dinge wissen muss, um erfolgreich eine Beziehung zu führen. Dann wäre vieles leichter.
Das klingt ein wenig so, als könne man das Miteinanderleben lernen, als wäre es ein Schulfach ...
Eva-Maria Zurhorst: Ich fände es großartig, wenn es das als Schulfach gäbe. Es ist tragisch zu sehen, wie Menschen Schmerz erleiden, einfach weil sie bestimmte Dinge nicht wissen. Zum Beispiel, dass es ein Teil von Beziehungen ist, gemeinsam mit dem Partner Bereiche des Lebens zu berühren, die wehtun. Wir lernen immer nur: Ich treffe jemanden, wir verlieben uns und dann muss es toll werden. Es bleibt aber nicht auf Dauer toll und viele denken, das sei ihr Fehler. Ist es aber gar nicht. Das ist ganz normal. Wenn ich Marathonlaufen möchte, dann gehört es dazu, dass ich Muskelkater habe. Der Läufer weiß dann, dass er an der Stelle noch ein wenig trainieren muss. Diese Haltung wünsche ich mir auch in Sachen Partnerschaft.
Ist das ein Plädoyer für Ehevorbereitungskurse, wie sie im christlichen Umfeld verbreitet sind?
Eva-Maria Zurhorst: Ich würde mir wünschen, dass jemand Ehepaaren mal die christlichen Gebote wie „bis dass der Tod euch scheidet“ oder „in guten wie in schlechten Zeiten“ auf moderne Art und Weise erklärt. Das bedeutet nämlich nicht durchhalten und Fernsehgucken. Damit ist gemeint, dass wir nicht ausweichen, nicht verdrängen, wenn es wehtut. Dass wir zueinander stehen. Klingt schon viel weniger romantisch, nicht wahr? Ich bin dafür, dass Paare vor der Ehe entromantisiert werden.
Wolfram Zurhorst: Ich finde eine Vorbereitung auch extrem gut. Man sollte den Leuten vor Augen führen, was sie an Schwierigkeiten, aber auch an Glück erwarten können. Ich selbst wusste nicht, was mich in einer Ehe erwartet, auch an eigenen Gefühlen.
Ist so jede Beziehung zu retten?
Wolfram Zurhorst: In den wenigsten Fällen gehen Mann und Frau gleichzeitig auf den Entwicklungsweg. Einer fängt meistens an. Für den anderen ist das dann erst mal ziemlich unbequem oder sogar beängstigend. Aber der andere muss sich dann dazu entscheiden, sich herauszufordern, alte Ängste zu überwinden und mitzugehen. Manchmal ist es so, dass einer eher eine Trennung in Kauf nimmt, als sich verletzlich zu machen und etwas Neues zu wagen.
Eva-Maria Zurhorst: Und dann kann der Partner nur noch loslassen und alleine vorangehen.
Wolfram Zurhorst: Oft gehen Frauen vor und Männer entdecken, dass sie dieses Vorgehen nicht anziehend finden. Kurz gesagt: An diesem Punkt raten wir zur Trennung.
Die Zahl der Eheschließungen hat sich in den vergangenen 60 Jahren mehr als halbiert, die Zahl der Scheidungen ist im Verhältnis stetig gestiegen – ist die Ehe dennoch eine Institution, die erhalten bleiben sollte?
Eva-Maria Zurhorst: Es ist etwas anderes, verheiratet zu sein, als einfach nur zusammen, erst recht, wenn man vor Gott verheiratet ist. Von mir also ein klares Ja zur Ehe – wenn man sie ernst nimmt und sie als einen Bund sieht, in dem man wächst.
Wolfram Zurhorst: Die Verbindlichkeit ist überaus wertvoll.
Eva-Maria Zurhorst: Gerade die christliche Ehe ist ein Ort, an dem zwei Menschen versuchen, Gott Raum zu geben. Wenn mehr Paare dies in ihren Alltag transformieren würden und verstünden, was es bedeutet, mit Gott zu leben – dann wäre viel getan.
Frau und Herr Zurhorst, vielen Dank für das Gespräch!

Kindlos glücklich

Für viele Menschen gehören Kinder ganz selbstverständlich zu einer Ehe dazu. Was aber, wenn Paare keinen Nachwuchs bekommen können – oder keinen wollen? | **VON ANNA LUTZ UND MORITZ BRECKNER**

Ein Freund riet Ansgar Hörsting in jungen Jahren: „Wenn du eine Frau suchst und dann eine kennenlernst, frage dich, ob sie die Mutter deiner Kinder sein könnte“. Daran hat er sich gehalten. Mit Mitte 20 heiratete er seine heutige Frau Susanne, nach einer Weile hörten sie auf, zu verhüten. Schwanger ist sie bis heute nicht geworden.

Susanne und Ansgar Hörsting werden wohl niemals leibliche Kinder haben. Die beiden 48-jährigen Christen haben sich lange Zeit nichts sehnlicher gewünscht, als eine eigene Familie zu gründen. Nach Arztbesuchen und verschiedenen Untersuchungen stand irgendwann fest: Die Chance des Paares, eigene Kinder zu bekommen, lag bei 50 Prozent. Laut dem Institut für Bevölkerung und Entwicklung in Berlin trifft Hörstings Schicksal in Deutschland rund jede siebte Partnerschaft. Ansgar Hörsting, Präses des Bundes Freier evangelischer Gemeinden, erinnert sich: „Man denkt von Monat zu Monat. Welche Tage sind günstig? Man hat auf den Punkt Sex, ob man will oder nicht. Monat für Monat, Jahr für Jahr Enttäuschungen.“

„Ich glaube, Kinder sind ein Segen, aber ich fühle mich nicht so, als müsste ich welche haben, um ein guter Christ, ein guter Ehemann zu sein.“

Bis heute hat das Paar das Gefühl, dass in seinem Leben etwas Wesentliches fehlt. Für Ansgar Hörsting steht fest: „Die Ehe ist für mich und laut Grundgesetz die Ehe zwischen Mann und Frau. Sie ist angelegt auf Kinder, ob das nun klappt oder nicht. Es gibt immer Sonderfälle, aber so ist eben der Normalfall.“

Nur, dass immer weniger Menschen diesen „Normalfall“ anstreben. Laut dem Mikrozensus, einer repräsentativen Befragung deutscher Haushalte, war im Jahr 2012 jede fünfte Frau zwischen 45 und 49 Jahren kinderlos. Vier Jahre zuvor war es noch rund jede sechste in dieser Altersgruppe. Nach oben hin wird die Zahl geringer: Von den 2012 70- bis 75-Jährigen war nur jede zehnte ohne Nachwuchs. Offenbar wird Kinderlosigkeit also gängiger. Frauen, die heute mitten im Leben und kurz vor ihren Wechseljahren stehen, haben seltener Kinder als Frauen, die vor 30 Jahren in deren Alter waren. Die Gründe dafür, ob Menschen sich für Kinder entscheiden oder nicht, sind vielfältig. Statistisch gesehen kommen Babys nach wie vor am häufigsten in Ehen auf die Welt. Das statistische Bundesamt hat ermittelt, dass rund 90 Prozent aller verheirateten Frauen zwischen 35 und 49 Jahren Mutter sind. Unter ledigen Frauen ohne Partner hat hingegen nur ein Drittel Nachwuchs. Auch die berufliche Laufbahn spielt beim Kinderwunsch offenbar eine Rolle. Frauen in Westdeutschland sind bei ihrer ersten Entbindung derzeit im Durchschnitt 29 Jahre alt. Wenn sie studiert haben, klettert das Altersmittel auf 33 Jahre. Immer mehr Frauen bekommen spät Kinder – oder eben gar keine.

Wer sich in christlichen Gemeinden umschaut, wird feststellen, dass der Familienentwurf Vater-Mutter-Kind hier gängig ist, vielleicht sogar gängiger als im Rest der Gesellschaft. Doch auch hier gibt es jene, die keine Familie gründen, obwohl sie häufig jünger heiraten als ihre nichtchristlichen Bekannten. Und zwar ganz bewusst. Ben und Jasmin Seidl leben in Berlin, er ist Amerikaner, ein Missionar und Musiker, sie ist Deutsche und Designerin. Seit neun Jahren ist das Künstlerpaar verheiratet. Obwohl beide schon ein Stückchen jenseits der 30 stehen, können sie sich nicht vorstellen, eigene Kinder zu haben – und sprechen offen darüber.

„Meine Eltern haben früher immer zu mir gesagt: ‚Eines Tages wirst du ein toller Papa sein‘ – aber ich habe einfach keine Sehnsucht danach“, erinnert sich Ben Seidl. Er und seine Frau

Foto: privat

Susanne und Ansgar Hörsting haben gelernt, mit ihrer ungewollten Kinderlosigkeit umzugehen

sind sich einig. „Ich war noch nie an dem Punkt, wo ich mich für das Muttersein bereit gefühlt hätte“, sagt Jasmin Seidl. Keiner von beiden will ausschließen, dass dieser Zeitpunkt irgendwann kommen könnte. Ihr Mann sagt: „Ich glaube, Kinder sind ein Segen, aber ich fühle mich nicht so, als müsste ich welche haben, um ein guter Christ, ein guter Ehemann zu sein.“ Das macht die beiden zu einer Minderheit in christlichen Gemeinden. In Predigten geht es um Singles oder Familien, selten aber um kinderlose Paare. Einmal habe ein Pastor sogar dafür gebetet, dass sie Kinder bekommen. Ben Seidl muss lachen, als er daran denkt. Der Mann habe ihn nicht sehr gut gekannt und sei einfach davon ausgegangen, er und seine Frau könnten keinen Nachwuchs be-

kommen. „Ich schloss die Augen während dieser Mann für mich betete und sagte zu Gott: ‚Du kennst mich. Du weißt, ich möchte das nicht. Aber wenn es dein Wille ist …'" Wer der Meinung sei, eine gute Ehe müsse Kinder hervorbringen, vertrete schlicht eine falsche Theologie, findet Ben Seidl: „Der Sinn einer Ehe ist doch, dass zwei Menschen verändert werden." Jasmin Seidl stimmt zu: „Ich glaube, wir haben da sehr viel Freiheit."

Wie aber stehen die Kirchen dazu, wenn Ehepaare gewollt kinderlos bleiben? Die Evangelische Kirche in Deutschland sieht es ausdrücklich als Option an, keine Kinder zu bekommen. In der im vergangenen Jahr erschienenen und heiß diskutierten Orientierungshilfe zum Thema Familie „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit" heißt es: „Manches heterosexuelle Paar entscheidet sich bewusst gegen Kinder oder bleibt aus anderen Gründen kinderlos und gestaltet seine Generationenbeziehungen dennoch schöpferisch und verantwortlich." Protestanten verstünden die Ehe vor allem als Gemeinschaft unter dem Segen Gottes, die Partnerschaft verbindlich und verantwortlich lebe – und Sorge für andere übernehme, seien es Kinder, Eltern oder Großeltern. Die katholische Kirche sieht in der Zeugung und Erziehung von Nachwuchs laut Weltkatechismus die „Krönung" der ehelichen Liebe. Dennoch könnten Eheleute, „denen Gott Kindersegen versagt hat", ein „menschlich und christlich sinnvolles Eheleben führen". Im Katechismus der Deutschen Bischofskonferenz heißt es zudem, ein Ehepaar, das sich wirklich liebe, empfinde normalerweise den Wunsch, „Kinder als Zeugen dieser Liebe zu haben". Dennoch gelte Gottes Gnade und Segen jeder Ehe, „in der das Ja der Liebe und Treue die Gatten eint". Und wie sieht es bei den Evangelikalen aus? Hartmut Steeb, Generalsekretär der Deutschen Evangelischen Allianz, erklärt im Gespräch mit pro: „Nach biblischem Bericht ist der erste Satz, den Gott zu den Menschen spricht: ‚Seid fruchtbar und mehret euch!'. Es ist also eine klare Aufgabe im großen Rahmen der Verantwortung, diese Welt zu bebauen und zu bewahren, und damit zu gestalten. Von sich aus zu sagen: ‚Da mache ich nicht mit', finde ich einen problematischen Umgang mit Gottes Wort und seinen guten Wegweisungen für unser Leben." Steeb, der selbst Vater von zehn Kindern ist, zitiert aus Psalm 27: „Kinder zu haben ist eine Gabe des Herrn." Dennoch soll Gemeinde sich seiner Meinung nach so aufstellen, dass darin jeder willkommen ist, „unabhängig von seinen Gaben und Lebensgestaltungen".

Ansgar Hörsting sieht das als Betroffener ähnlich. Er spricht von einer „gottgegebenen Sehnsucht danach, fruchtbar zu sein", und weiter: „Deswegen schmerzt es ja auch, wenn es nicht geht, aus welchen Gründen auch immer." Zugleich gebe es mehr als körperliche Fruchtbarkeit. Geistliche Frucht, geistliche Kinder, eine geistliche Familie, die Gemeinde Jesu – das erfahre er als übergeordnete Realität. „Ich will keine Kultur, in der es normal ist, keine Kinder zu haben. Und wo es normal ist, nicht nach Kindern zu fragen. Aber die Nachfragen dürfen nicht zum Druck werden", sagt er. Deshalb bemühe er sich als Pastor, seine eigene Kinderlosigkeit selbst anzusprechen: „In einer Predigt habe ich einmal erwähnt, dass wir leider keine Kinder haben – weil ich nicht wollte, dass andere uns zum Vorbild nehmen und sagen: ‚Oh, das strahlende kinderlose Paar.'" Dass es tatsächlich glückliche kinderlose Paare wie Ben und Jasmin Seidl innerhalb der Gemeinde geben könnte, halten Hörstings für nahezu ausgeschlossen: „Das gibt es wohl noch seltener als unsere Situation."

Wer Kinder will und keine haben kann, leidet normalerweise darunter. Doch es gibt auch jene Christen, die sich ganz bewusst gegen Nachwuchs entscheiden

Foto: Miredi, fotolia

Tobias Czarski arbeitet bei dem Verein Jugend mit Perspektive. Seine Botschaft an die Kinder in seinem Viertel ist: Jeder ist wertvoll!

„Hier geht nichts ohne Beziehungen“

Das Leben junger Menschen in sozialen Brennpunkten ein bisschen besser zu machen, ist eins der Ziele von „Jumpers“. Im Stadtallendorfer „Eichenhain“ hat der Verein ein neues Projekt gestartet – und unverhofft prominente Unterstützung gefunden. | **VON STEFANIE RAMSPERGER**

Seit er im September in den Eichenhain gezogen ist, schlendert Tobias Czarski fast jeden Tag durch die Straßen des Brennpunktviertels. „Hallo Gaby“, ruft der 26-Jährige der Frau mit den braunen, etwas strähnigen Haaren zu. Gaby (Name von der Redaktion geändert) hat gerade zwei türkischstämmige Mädchen von der Grundschule abgeholt. Sie dürfte dem Rentenalter nahe sein, aber diese Altersschwelle ist nicht wichtig für Gaby. Sie hat keine Arbeit, lebt von Hartz IV. Die Kinder in ihrem Viertel auf ihrem Schulweg zu eskortieren, hat sie sich zur Aufgabe gemacht, denn „die Strecke ist nicht so schön“, sagt Tobias über den unsicheren Weg. Er leitet das christliche Sozial-Projekt im Eichenhain. Angestellt ist der Absolvent des Marburger Bildungs- und Studienzentrums beim Verein Jugend mit Perspektive, kurz Jumpers.

Der Eichenhain ist kein schmucker Stadtteil. Ein Wohnblock grenzt an den anderen, die orange Farbe der Nummer 8, in der Tobias mit seiner Frau wohnt, hebt sich wohltuend von dem Grau der benachbarten Betonblöcke ab. Seine Frau sei wohl die einzige mit blonden Haaren hier, meint Tobias. Sie fällt auf, bei einem Migrantenanteil von 70 Prozent. Die Hälfte der Menschen, die im Eichenhain wohnen, sind türkischer Herkunft. Sieben Prozent stammen aus Russland, etwas weniger aus Italien und Polen.

Das führe natürlich nicht zwangsläufig zu Problemen, beeilt sich Thorsten Riewesell zu sagen. Er hat Jumpers vor vier Jahren gegründet, um Jugendlichen aus sozialen Brennpunkten Perspektiven für ihr Leben aufzuzeigen und christliche Werte zu vermitteln. Im Eichenhain aber gebe es viel Gewalt, ein schwaches Sozialverhalten, ein niedriges Bildungsniveau und immer wieder Vandalismus. Erst kürzlich wurde ein Kirchenfenster eingeworfen. Die Wohnbaugesellschaft GWH wandte sich deswegen an den christlichen Verein. In Kassel-Helleböhn arbeitet die Gesellschaft schon seit drei Jahren mit Jumpers zusammen. Jumpers erhält kostengünstig Wohnraum für Mitarbeiter und trägt im Gegenzug dazu bei, dass Menschen lieber in dem Stadtteil leben. Seit Beginn der Zusammenarbeit geht es mit Helleböhn bergauf, so seien die Aufwendungen der Wohnbaugesellschaft, um beispielsweise Graffiti zu entfernen, messbar zurück gegangen, erklärt Thorsten Riewesell. Für die GWH ist das gewinnbringend: Ist die Gegend schöner, wollen mehr Menschen in deren Häusern wohnen. Nach einem ganz anderen Gewinn hält Jumpers Ausschau: „Wir kümmern uns um den Leerstand von Köpfen und Herzen“, sagt Riewesell. Dazu ist Tobias mitten in die Betonblöcke gezogen, um besser begreifen zu können, was die Menschen hier umtreibt und um den Alltag mit ihnen zu teilen.

Messerstecherei mit Kinder-Publikum

Der grüne Farn und die lila blühende Orchidee im Fenster des zweiten Stockwerks des Häuserblocks mit der Nummer 8 unterscheidet Czarskis Zuhause von den ungeschmückten Fenstern der anderen Wohnungen. Wer ein anderes Milieu gewohnt sei, müsse hier schon zurückstecken, sagt Tobias, und

meint sich selbst. Der Lärm von oben und von unten sei gewöhnungsbedürftig. Dann grinst der gebürtige Sachse: „Aber sonst würde ich ja auch nicht so gut verstehen, was die Leute bewegt."

Vor drei Wochen habe es eine Messerstecherei direkt vor seinem Haus gegeben. Die Nachbarn hätten sich um das Geschehen versammelt und zugeschaut, darunter auch Kinder. Das erzählt Tobias nur widerwillig. Immerhin sei der Krankenwagen noch rechtzeitig gekommen. Dem Projektleiter gefallen die positiven Geschichten besser. Zum Beispiel die, wie sehr sich die Menschen gefreut haben, als er mit den Kindern vor Weihnachten kleine Geschenke gebastelt und sie in der Nachbarschaft verteilt habe. Oder dass ihn ein paar von den deutsch-türkischen Jungs, mit denen er Basketball spielt und skatet, mittlerweile wie einen großen Bruder behandeln.

„Wir brauchen keine Angebote zu machen, bevor es gute Beziehungen gibt", sagt Tobias. Um die Menschen kennenzulernen, hält er sich da auf, wo sie sind. Im Eichenhain ist das vor allem im „Rugger-Park", einem Beton-Platz, der mit zwei Basketballkörben und Fußballtoren ausgestattet ist. Ein paar von den Jugendlichen, die Tobias hier trifft, kommen freitags zum offenen Teenkreis „Room for You". Über die Schulwegs-Begleiterin Gaby hat Tobias Grundschulmädchen kennengelernt, die donnerstags zu „Jump Girls" zusammenkommen.

Explizit christlich sind die Angebote nicht. Noch nicht, das brauche Zeit. Zunächst gehe es darum, den Kindern und Jugendlichen Wertschätzung und Verlässlichkeit vorzuleben. Langfristig wünscht sich Tobias, dass „die Jugendlichen ihren Wert erkennen, das, was Gott in sie hineingelegt hat, und dass sie eine Beziehung zu Gott finden".

Fotos: pro

Beim Basketballspielen lernen sich Tobias und die Jugendlichen im Stadtviertel kennen. Demnächst soll es auch drinnen Sportmöglichkeiten geben – in einer ehemaligen Kirche

Eine Mogelpackung will Tobias aber auch nicht weitergeben. „Ich sage schon, dass ich an Jesus glaube, und ich sage den Kindern, dass sie Ebenbild Gottes sind und dass etwas in ihnen steckt", erklärt er. „Und dass ich vor Ort etwas mit ihnen schaffen möchte, was sie fördert." Als sich die Kinder einmal prügelten, stellte er deshalb eine einzige Regel auf: Alle sind wertvoll. Das habe Eindruck gemacht. „Scheinbar hatten das viele noch nie gehört."

Wenn sie gemeinsam essen, betet Tobias. Wer Müll beim Spielen wegwirft, den weist er darauf hin, dass Gott die Natur geschaffen habe und man gut mit ihr umgehen solle. Und punktuell findet er schon jetzt Gelegenheiten, biblische Geschichten zu erzählen, zum Beispiel vor Weihnachten.

Käßmanns Taufkirche wird Indoorspielplatz

Bisher treffen sich die Gruppen draußen oder in Czarskis Wohnung. Das soll sich in Zukunft ändern. Dazu mietet Jumpers ab September die Herrenwaldkirche an, die direkt an den Stadtteil angrenzt. Die Stadtallendorfer Kirchengemeinde musste sich Ende 2013 aus Kostengründen von dem Gebäude trennen. Pfarrer Thomas Peters freut es, dass mit Jumpers für die ehemalige Kirche Mieter gefunden wurden, denen christliche Werte etwas bedeuten.

Angst, dass die überwiegend muslimischen Jugendlichen von dem Kirchengebäude als Treffpunkt abgeschreckt werden könnten, hat Tobias nicht: „Die Kirche ist natürlich ein Statement, aber die Jugendlichen werden kommen, wenn hier drin ein Indoorspielplatz entsteht." Denkt er an das, was er mit dem Gebäude vorhat, gerät Tobias leicht ins Schwärmen: Hier könnte man skaten, dort Basketball spielen – und ja, die Fenster ganz oben müsste man wohl irgendwie sichern. Tobias ist handwerklich begabt, er wird sich etwas einfallen lassen.

Der Altar kann bleiben – vielleicht gibt es ja bald wieder Andachten in dem Kirchenraum. Am 10. Juli hat sich Margot Käßmann zu einem Vortrag angesagt. In der Herrenwaldkirche wurde die ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland und heutige Luther-Botschafterin getauft und konfirmiert. Deswegen liegt ihr das Gebäude am Herzen. Sie wird Jumpers künftig regelmäßig finanziell unterstützen. Das Geld kann der Verein gut gebrauchen, denn er lebt hauptsächlich von Spenden und möchte in diesem Jahr noch eine zweite Person für den Eichenhain einstellen.

Die Wohnbaugesellschaft hat Jumpers außerdem gebeten, sich auch in Problemvierteln in Frankfurt am Main, Darmstadt, Offenbach, Gera und Salzgitter zu engagieren. In Salzgitter soll es im September losgehen. „Das Projekt wird besonders herausfordernd", meint Riewesell, denn die Standortanalyse habe ergeben, dass es dort zwei Drogenumschlagplätze sowie 34,5 Prozent Kinderarmut gebe und dass jeder Vierte arbeitslos sei. Nach einem Missbrauchsfall in einer örtlichen Kirche erwartet Riewesell auch kein großes Vertrauen gegenüber einem christlichen Träger.
Tobias ist optimistisch: „Viele Menschen sind anfangs misstrauisch, auch hier im Eichenhain." Es komme darauf an, Menschen, die im Stadtteil Vertrauen genießen, von seinen guten Absichten zu überzeugen. Tobias ist dies – ganz unverhofft – gelungen: „Ich habe Gaby an ihrem Geburtstag aus dem Urlaub angerufen." Das war Gabys einziger Anruf an dem Tag. Und davon erzählt sie jedem, den sie kennt.

Anders als beim alten Kicker-Spiel: Im Profi-Fußball haben Schwächen keinen Platz. Deswegen ist es dem costa-ricanischen Spieler Júnior Enrique Díaz Campbell wichtig, dass er vor Gott nicht perfekt sein muss

Foto: rui_noronha, thinkstock

„Bei Gott darf ich schwach sein“

Mit dem costa-ricanischen Fußballteam möchte Júnior Enrique Díaz Campbell bei der Weltmeisterschaft erfolgreich sein. Mit pro hat er über Druck im Profifußball, den Mainzer Strand und seine liebste Bibelgeschichte gesprochen. | **DIE FRAGEN STELLTE DAVID KADEL**

pro: Costa Ricas WM-Gegner heißen Uruguay, Italien und England. Wahnsinns-Gruppe oder?

Júnior Díaz: Das härteste Spiel ist für mich Uruguay. Nicht nur, weil der Gegner mit Cavani, Suarez und Co. unfassbar stark ist, sondern weil es unser erstes WM-Spiel ist.

Was würde denn in Costa Rica passieren, wenn ihr die Vorrunde übersteht?

Unser Land wäre im kompletten Ausnahmezustand, alle wären auf den Straßen, alle würden laut singen und tanzen, das Leben würde stillstehen und es wäre ein einziges Fest zum Genießen, weil wir sehr fröhliche Leute sind.

Glaubst du denn ernsthaft daran?

Im Glauben ist alles möglich. Meine Mutter und schon meine Oma haben mir beigebracht, dass man allein durch den Glauben sehr viel erreichen kann. Ich bin immer gerne mit ihnen in die Kirche zum Beten gegangen. Den beiden habe ich auch meinen starken Glauben an Gott zu verdanken, denn sie haben immer versucht, mir einen positiven und vor allem fröhlichen Glauben an Gott zu vermitteln.

Viele brasilianische Nationalspieler sind Christen. Hilft das denen bei der WM?

Das gefällt mir gut, diese Unterstützung in Gott zu haben, sich bei ihm sicher zu fühlen. Natürlich gibt das jedem Spieler auf der Welt einen großen Kräfte-Schub und Zuversicht!

Wie sieht dieser Glaube denn konkret aus bei dir?

Mein Glaube gibt mir in erster Linie Kraft. Mit dem allmächtigen Gott zu sein, bedeutet für mich, dass es mir möglich ist, mit seiner Unterstützung das Beste für mein Leben zu tun – wie es auch in Philipper 4,13 heißt. (Anm. der Redaktion: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht.“)

Und als Fußballer?

Ich bin Gott immer dankbar für meine Gesundheit. Ich fühle mich jeden Tag wohl, weil ich sehr froh darüber bin, dass er mit mir ist. Auf dem Platz, aber auch außerhalb. Er ist immer an meiner Seite. Egal, ob wir gewinnen oder verlieren, ich gebe ihm die Ehre.

Wie schätzt du die Chancen von Deutschland bei der WM ein?

Ihr Deutschen habt schon super Spieler, die sich inzwischen alle richtig gut kennen. Löw hat ein sehr gutes Team zur Verfügung, für mich eines der stärksten Teams bei der WM – ich würde mich sehr freuen für euch, wenn Deutschland Weltmeister würde!

Welchen WM-Spieler bewunderst du?

Messi ist ein genialer Spieler, natürlich auch Ronaldo und Ney-

mar. Gegen Neymar habe ich kürzlich sogar gespielt in Costa Rica, als wir gegen Brasilien knapp 0:1 verloren.

Stichwort „Torlinientechnik bei der WM“. Daumen nach oben oder bist du da eher konservativ?

Ja, her damit. Das ist sehr wichtig, weil so viele Missverständnisse passieren, die das Spiel auf den Kopf stellen. Das ist oft nicht fair. Ich würde es begrüßen, denn es würde allen Beteiligten helfen, die richtigen Entscheidungen zu treffen.

Bist du eigentlich ein Bibelleser?

Ja, immer wieder gerne, weil es mich sehr inspiriert.

Welche Geschichte der Bibel gefällt dir am meisten?

Der Bericht von Jesu Auferstehung ist für mich die absolut wichtigste Geschichte der Bibel – damit steht und fällt unser Glaube. Das zu verstehen, verändert alles.

Und hilft er dir denn auch im Spiel?

Ich bete viel, um gesund durchs Spiel zu kommen. Und manchmal sage ich zu Gott während eines Spiels: „Ich bin kaputt, ich kann nicht mehr. Gib mir mehr Power, bitte!“

Und hat es schon einmal geholfen?

Immer (lacht). „Keep going, keep going“ (Anm. der Redaktion: „Lauf weiter, lauf weiter“), sagt er mir dann und schließlich habe ich es immer bis zum Schlusspfiff geschafft.

Ging es auch mal daneben?

Bevor ich nach Mainz kam, habe ich unter anderem in Brügge gespielt. Das war eine sehr harte Zeit für mich, weil ich so schwer am Knie verletzt war, dass ich am Meniskus operiert werden musste. Anfangs dachte ich, ich komme schnell wieder zurück, aber das war alles sehr schmerzhaft. Doch letztlich möchte ich auch diese Zeit nicht missen, denn so hart sie auch war, war es trotzdem eine gute Erfahrung. Ich habe gelernt, dankbar zu sein für das, was ich habe. Denn heute weiß ich, wie schnell das vorbei sein kann – also bin ich jeden Tag ganz bewusst dankbar.

Dein Mainzer Mitspieler Elkin Soto liest vor dem Spiel in der Kabine immer ein Buch mit kolumbianischen Gebeten. Hast du auch so eine besondere Vorbereitung?

Ja, ich kenne das von Elkin und finde das sehr gut. Jeder hat eine andere Art zu beten. Ich mache das immer wie ein Ritual, bevor ich aus dem Hotel zum Mannschaftsbus gehe. Dann bete ich dafür, dass mir Gott hilft, heute mein Bestes für mein Team zu geben, und dass er diesen Tag segnet mit allem, was passiert.

Wie hoch ist die Gefahr, dass man als Fußballstar „abhebt“ und was sollte man tun, um „normal“ zu bleiben?

Erziehung ist hier das Wichtigste, also wie dir deine Eltern das Leben erklärt haben. Dass Demut wichtig ist, egal wie erfolgreich man ist. Aber jeder ist natürlich anders. Manche verlieren eben die Bodenhaftung, weil sie es nie gelernt haben. Wenn du aber gute Werte mitbekommst von zu Hause, dann verlierst du auch die Bodenhaftung nicht.

Aus was für Verhältnissen kommst du eigentlich?

Meine Familie hatte nie viel Luxus zu bieten. Mein Vater hat nicht so viel verdient und nach der Scheidung meiner Eltern war alles nicht so einfach. Aber als sich meine Karriere immer besser entwickelte, konnte ich meiner Familie durch den Fußball helfen. „Keep going“, „immer weiter“, habe ich mir immer gesagt. Eines Tages wirst du dann auch deiner Familie ein besseres Leben ermöglichen können. Und genau so ist es gekommen. Gott sei Dank. Ich als Ältester von drei Jungs bin ja sowieso für die Familie verantwortlich und tue das gerne für meine Jungs.

Wie kommst du mit dem großen Druck im Profifußball klar?

Wir dürfen nicht vergessen, dass es ist nur ein Spiel ist. Natürlich musst du immer versuchen zu gewinnen, keiner will verlieren. Aber es geht darum, die richtige Mentalität zu finden, wie du mit diesem Druck umgehst. Auch mit der Konkurrenz. Wenn deine Einstellung stimmt, dann ist es kein Druck, sondern ein Privileg, auf diesem hohen Niveau spielen zu dürfen!

Was macht eigentlich wirklich glücklich?

Es geht um die Art und Weise, wie du auf das Leben schaust – ob du nur auf die Probleme schaust und auf das, was du nicht hast. Aber wenn du versuchst, dein Leben zu leben und ganz bewusst auf das Positive zu sehen, das ist Erfolg. Wenn du stolz auf dich selbst bist und einfach das tust, was du am besten kannst, egal was die Leute sagen, das macht glücklich. Lebe dein Leben, finde heraus, was du möchtest, und tue es.

Was vermisst du in Deutschland?

Oh, ich vermisse meine Familie und Freunde schon sehr, zusammen am Strand zu sein, den ganzen Tag. Wenn ich einmal da bin, versuche ich meist, diese Zeit ganz bewusst zu genießen und mit den Jungs zu feiern. Dann findet unser Leben nur am Strand statt.

Aber Mainz hat doch auch einen Strand?!

Ja (lacht), der ist sogar ganz schön. Aber leider nur für ein paar Wochen im Juli und August, dann ist das schöne Strandleben wieder vorbei.

Was braucht man, um ein großer Spieler zu werden wie du?

Konstanz ist das Wichtigste. Wenn du ganz oben spielen willst, oder sogar bei einer WM, dann musst du lernen, immer 100 Prozent zu geben. Egal wie du dich fühlst. Ob du mal schlecht drauf bist oder schwere Beine hast oder dich nicht wohlfühlst, das interessiert leider keinen. Du musst immer das Beste geben auf hohem Niveau. Immer gutes Training abliefern, immer gut spielen, nie Schwäche zeigen. Auch außerhalb des Platzes musst du heute Disziplin haben. Bei Gott dagegen darf ich schwach sein, so wie ich bin. Das tut gut, dass er nichts von uns fordert, sondern nur Liebe für uns hat.

Was wirst du Gott denn im Himmel fragen, wenn du ihm zum ersten Mal gegenüber stehst?

(Lacht) Gibt es hier auch Fußball? Nein, im Ernst, ich würde fragen: Kann ich hier oben bitte mitmachen bei euch?

Lieber Júnior, vielen Dank für das Gespräch!

Júnior Enrique Díaz Campbell, Profi-Fußballer des costa-ricanischen Teams, gönnt Deutschland den WM-Titel

Foto: Mainz05

Júnior Enrique Díaz Campbell wird am 12. September 2014 31 Jahre alt. Er ist in San José in Costa Rica geboren und spielt in der Nationalmannschaft des Landes. Seit 2012 steht der Abwehrspieler beim Bundesligisten 1. FSV Mainz 05 unter Vertrag.

Kultur-Bonus vor Gericht

Erhalten Täter mit Migrationshintergrund vor deutschen Gerichten einen „Kultur-Bonus“, gar einen „Islam-Rabatt“? Diese Frage diskutiert die Öffentlichkeit infolge zweier einschlägiger Fälle. Oft ist die Berichterstattung über diese Fälle vorgefärbt und verkürzt. | **VON DANIEL FRICK**

Am 15. Juli 2013 tötete in der kleinen Gemeinde Wellendingen in Baden-Württemberg ein 39-Jähriger seinen 43-jährigen Nachbarn mit neun Schüssen. Die Tat ist der Höhepunkt eines zweijährigen Streits um Grundstücksgrenzen, Durchfahrtsrechte und Umbaumaßnahmen. Knapp neun Monate später verurteilten die Richter des Landgerichtes Rottweil den geständigen Täter zu zwölf Jahren Gefängnis. Zwar sahen sie in dem Vergehen nicht nur einen „Totschlag“, sondern einen „Mord“, auf den normalerweise lebenslange Haft steht. In ihrem Urteil berücksichtigten sie aber eine verminderte Schuldfähigkeit des Täters: Als gläubiger Muslim hatte Mustafa Y. den Fastenmonat Ramadan beachtet und in den 14 Stunden vor der Tat weder gegessen noch getrunken. Ein Gutachter befand über ihn: „Das Opfer hat ihn und seine Familie beleidigt. Außerdem war er stark dehydriert und unterzuckert, deshalb hat er so extrem reagiert.“

Die Boulevardzeitung Bild war sich in ihrer Berichterstattung sicher, das Gericht habe dem Täter einen „Islam-Rabatt“, sprich eine Sonderbehandlung aufgrund seiner Religion, gewährt. Dabei sagten die Richter in ihrer Urteilsbegründung, dass nicht allein der Ramadan Grund für das mildere Strafmaß sei. Hinzu komme die psychische und physische Verfassung des Täters, der laut Gutachten unter Depressionen, Schlafstörungen und Angstzuständen litt. Vor allem aufgrund der Depressionen gelte er als zu 50 Prozent schwerbehindert.

Doch selbst wenn die Richter ihr Urteil allein mit dem Ramadan und dem daraus folgenden körperlichen Zustand des Täters begründet hätten – wäre das nicht in Ordnung? Immerhin gilt die Beachtung der sozialen Umstände und der Verfassung des Täters als Errungenschaft des Rechtsstaates. So wird derzeit im Mordprozess gegen den Sportler Oscar Pistorius geprüft, ob dieser an Angststörung leidet und daher unzurechnungsfähig ist. Sollte nicht auch berücksichtigt werden, wenn die kulturelle Prägung das Verhalten des Täters bestimmt?

Foto: Feng Yu, thinkstock

Islam-Rabatt für Jolins Mörder

Jetzt reden ihre Eltern

Dieses Urteil empört Deutschland: Am Montag wurde der Mörder der schwangeren Jolin († 22, Foto) verurteilt. Doch der Richter verhängte nicht die Höchststrafe. Strafmildernd hielt er dem Täter, einem Deutsch-Afghanen, seinen „kulturellen und religiösen Hintergrund" zugute. In BamS sprechen Jolins Eltern erstmals über ihre Trauer und die Wut wegen des Urteils – Seiten 4–6

Foto: Bild am Sonntag 30. März 2014

Für die Boulevardzeitung Bild steht fest, dass das Wiesbadener Landgericht einen „Islam-Rabatt" gegeben hat

Urteil mit Ausnahme

Besonders bei dem Aspekt des kulturellen Umfelds gilt in Deutschland jedoch eine Einschränkung, die der Bundesgerichtshof (BGH) im Jahr 1994 erstmalig festgelegt hat: Die Bundesrichter entschieden in einem Grundsatzurteil, dass bei der Bewertung einer Tat die Wertevorstellungen Deutschlands zählen – und nicht diejenigen einer Volksgruppe, die diese Vorstellungen nicht anerkennt. Aus diesem Grund geschieht zum Beispiel ein „Ehrenmord" – ein Mord, um die Ehre der Familie zu wahren – aus „niederem Beweggrund" heraus und ist daher in Deutschland auch im juristischen Sinne ein Mord und kein Totschlag.

Dabei gibt es allerdings Ausnahmen: Aus Sicht der Richter kann ein Täter den Wertevorstellungen seiner Heimat derart verhaftet sein, dass er den hiesigen Wertekanon nicht nachvollziehen könne. Dabei spielt etwa die Aufenthaltsdauer der betreffenden Personen in Deutschland eine Rolle. In Ausnahmefällen kann ein „Ehrenmord" also doch als Totschlag bewertet und daher milder bestraft werden als Mord.

Tatsächlich hat zu Beginn dieses Jahres in Deutschland ein „Ehrenmord"-Fall Schlagzeilen gemacht, bei dem die Richter jene Ausnahme angewendet haben. Das Wiesbadener Landgericht verurteilte am 24. März den Deutsch-Afghanen Isa S. nach dem Mord an seiner schwangeren Freundin zu lebenslanger Haft. Isa S. hatte die Beziehung zwei Jahre lang vor seiner Familie verborgen. Er fürchtete, seine Familie würde diese ablehnen. Als seine Freundin schwanger wurde, wollte er eine Abtreibung, sie das Kind. Auf ihren Vorschlag, das Kind allein zu erziehen, wollte sich Isa S. nicht einlassen und tötete die werdende Mutter mitsamt Kind. Das war ihm offenbar lieber als keine „islamische Beziehung" zu führen.

Zwar scheint lebenslange Haft die Höchststrafe zu sein, das ist aber nicht so. In ihrem Urteil verzichteten die Richter darauf, die „besondere Schwere der Schuld" festzustellen, wie die Staatsanwaltschaft gefordert hatte. Auf diese Weise kann Isa S. nach 15 Jahren Haft wieder freikommen. Auch in diesem Fall vermutete die Bild-Zeitung einen „Straf-Rabatt wegen religiöser Herkunft". Die Tageszeitung Welt sprach von einem „Kulturbonus für einen

Ehrenmörder“ und zitiert Verwandte und Menschenrechtsaktivisten, die sich über das Urteil empören. Sowohl die Wochenzeitung Zeit als auch die Süddeutsche Zeitung schrieben dagegen: Strafrabatt für „Ehrenmord“? Gibt es in Deutschland nicht!

Schlagen die einen unnötig Alarm? Oder beschwichtigen die anderen dort, wo Grund zur Sorge besteht, weil Gerichte zu milde Urteile fällen, wenn es um Täter aus anderen kulturellen Bereichen geht?

Urteil mit Fragezeichen

Fest steht: Das Gericht hat in seiner Urteilsbegründung den sozialen Hintergrund des Täters auf eine Weise berücksichtigt, die für viele Experten Fragen aufwirft. Die Richter stellten fest, dass Isa S. in seiner Persönlichkeit nicht nur „recht ungefestigt“ sei. Der zum Tatzeitpunkt 23-Jährige habe sich auch „aufgrund seiner kulturellen und religiösen Herkunft in einer Zwangslage befunden“. So zitiert die Frankfurter Allgemeine Zeitung die Urteilsverkündung der Richter.

Interessant an dieser Einschätzung der Richter ist, dass Isa S. sein ganzen Leben lang Zeit hatte, sich mit dem hiesigen Wertekanon auseinanderzusetzen. Er ist in Kassel geboren, spricht deutsch, besuchte die Fachhochschule in Rüsselsheim. Brigitta Piel vom Integrations-Verein Peri, die den Prozess beobachtete, kritisiert die Urteilsbegründung. „Isa ist in Deutschland geboren und aufgewachsen. Er hätte erkennen müssen und erkennen können, bei aller Tradition, die in seiner Familie gelebt wird, dass es falsch ist, einen Menschen um des eigenen Vorteils willen zu töten.“

Gängiger Kulturverdacht

Auch der Göttinger Jura-Professor Mathias Rohe bemängelt die Begründung der Richter, mit der sie die „besondere Schwere der Schuld“ ausgeschlossen haben. „Das Gericht hat den Fehler begangen, die Religion ins Spiel zu bringen“, erklärt der Christ, der international anerkannter Experte für Islamisches Recht ist, gegenüber pro. „Der Islam hat mit solchen Dingen nichts zu tun. Kein Gelehrter, kein Text rechtfertigt einen Ehrenmord. Kulturell lässt sich das möglicherweise erklären, religiös sicherlich nicht.“

Doch Rohe warnt auch davor, anstatt von einem „Islam-Rabatt“ pauschal von einem „Kultur-Rabatt“ zu sprechen. Aus seiner Sicht handelt es sich bei dem Fall gar nicht um einen „Ehrenmord“, wie in manchen Zeitungen berichtet wurde, sondern um eine Beziehungstat. „Ich habe den Eindruck: Sobald es um Migranten geht, kommt ein Kulturverdacht auf – auch in den Fällen, in denen wir es mit Beziehungstaten zu tun haben.“ Und solche Beziehungstaten kämen bei allen Menschen in Deutschland, ob mit oder ohne Migrationshintergrund, vor. „Es gibt eben auch bei Einheimischen den enttäuschten Ehemann, der nicht ertragen kann, dass sich seine Frau von ihm scheiden lassen will. Auch die erschlagen dann manchmal ihre Frauen.“

Für die Tageszeitung Welt ist Isa S. jedoch ein „Ehrenmörder“, und passend dazu zieht sie in ihrer Berichterstattung auch eine Studie des Soziologen Dietrich Oberwittler und der Juristin Julia Kasselt zum Thema „Ehrenmord“ heran, die 2011 erschienen ist. Die Welt zitiert daraus, „dass die Urteile hinsichtlich der Bewertung der Ehre insgesamt milder ausfallen, als die BGH-Rechtsprechung dies erwarten lässt“.

Umschwung in der Rechtsprechung

Das ist zwar richtig zitiert, aber schon nicht mehr aktuell. Julia Kasselt hat, aufbauend auf der gemeinsamen Studie mit Oberwittler, die Gerichtsurteile in „Ehrenmord“-Fällen eingehender untersucht und mit Beziehungstaten „ohne Ehrhintergrund“ verglichen. Ihr Fazit: „‚Ehrenmorde‘ werden von der deutschen Justiz härter bestraft als vergleichbare Tötungsdelikte.“ So erhielten seit dem Jahr 2002 „Ehrenmörder“ häufiger lebenslange Haftstrafen (38 Prozent gegenüber 23 Prozent bei Beziehungstätern). Zudem werde häufiger die „besondere Schwere der Schuld“ festgestellt (6 Prozent gegenüber 4 Prozent). Grund für den Umschwung sei die Rechtsprechung des BGH im Jahr 2002: Damals hatten die Bundesrichter das Grundsatzurteil von 1994, dass die Rechtsvorstellungen der deutschen Gesellschaft maßgeblich sind, bestätigt und damit „verfestigt“.

Wie Oberwittler gegenüber pro erklärt, konzentriere sich die Studie von 2011 gar nicht auf die Bewertung der Gerichtsurteile, sondern auf die Beschreibung des Phänomens „Ehrenmord“. Schon aus diesem Grund sei die neue Entwicklung in der Rechtsprechung dort noch gar nicht erfasst. „Daher kommt es in der Studie von 2011 anders rüber, als es sich jetzt darstellt.“

Auch im Fall Isa S. kann Oberwittler kein zu mildes Urteil erkennen. Wenn dies der Fall wäre, hätte das Gericht einen Totschlag, nicht aber einen Mord gesehen. Das Grundsatzurteil des BGH beziehe sich lediglich auf Mord-Merkmale, nicht aber auf Fragen des Strafmaßes, erklärt Oberwittler. „Aus diesem Grund wurde auch lebenslänglich verhängt. Es gibt also keinen kulturellen Rabatt.“ Ohnehin werde die „besondere Schwere der Schuld“ nur in vier Prozent aller Mordfälle festgestellt.

Auch Mathias Rohe erkennt keine zu milde Bestrafung für „Ehrenmörder“ oder für Menschen mit Migrationshintergrund. „Es gibt keine Tendenz, dass Gerichte zu milde oder zu hart urteilen.“ Dennoch müssten Richter aufpassen, nicht in die eine oder andere Richtung abzudriften. Eine wichtige Rolle spiele dabei die öffentliche Berichterstattung durch die Medien. „Es gibt auch einen Druck der Öffentlichkeit, der die Strafe gar nicht hart genug sein kann. Muslime haben insgesamt eine schlechte Presse.“ Neben hervorragender Berichterstattung über einschlägige Prozesse gebe es häufig „verkürzte Wiedergabe von Urteilen, verbunden mit dem Verdacht einer milden Bestrafung“. Sowohl für Richter wie auch für Berichterstatter gelte: „Wir müssen aufpassen, dass wir die Menschen nach gleichen Maßstäben behandeln.“

Stirb, weil Du Christin bist!

Islamisten entführen in Nigeria 220 christliche Schulmädchen. Und im Sudan wird eine junge Frau zum Tode verurteilt, nur weil sie Christin ist. Zwei spektakuläre Fälle erschüttern die Welt. Und weil die Welt endlich erschüttert ist, kann künftigen Opfern besser geholfen werden.

| EIN KOMMENTAR VON WOLFRAM WEIMER

Mariam Jahia Ibrahim Ishak ist 27 Jahre alt, junge Mutter und wegen „Abkehr vom islamischen Glauben" zum Tod durch Erhängen verurteilt. Die Sudanesin ist Christin, doch weil ihr Vater (der die Familie vor vielen Jahren verlassen hat) Muslim ist, wurde ihr nun der Prozess gemacht. Nach sudanesischem Recht gilt die Tochter eines muslimischen Mannes als Muslimin. Als Mariam auch nach einer Frist von drei Tagen ihren Glauben nicht leugnen wollte, wurde sie von einem Richter zum Tode verurteilt. Außerdem ordnete das Gericht – das Martyrium ist brutal – hundert Peitschenhiebe wegen Ehebruchs an, da Miriam mit einem Christen verheiratet ist! Nach dem im Sudan geltenden Gesetz der Scharia ist es Musliminnen nicht erlaubt, einen Andersgläubigen zu heiraten – die Ehe sei daher nichtig.

Mariam ist also seit Februar in einem Frauengefängnis in Khartum eingesperrt – zunächst hochschwanger, zusammen mit ihrem ersten Kind, dem 20 Monate alten Martin. Mittlerweile ist die kleine Tochter zur Welt gekommen. Nach Informationen von Menschenrechtsorganisationen verweigert man ihr jede medizinische Versorgung. Nicht einmal ihr Mann darf sie besuchen.

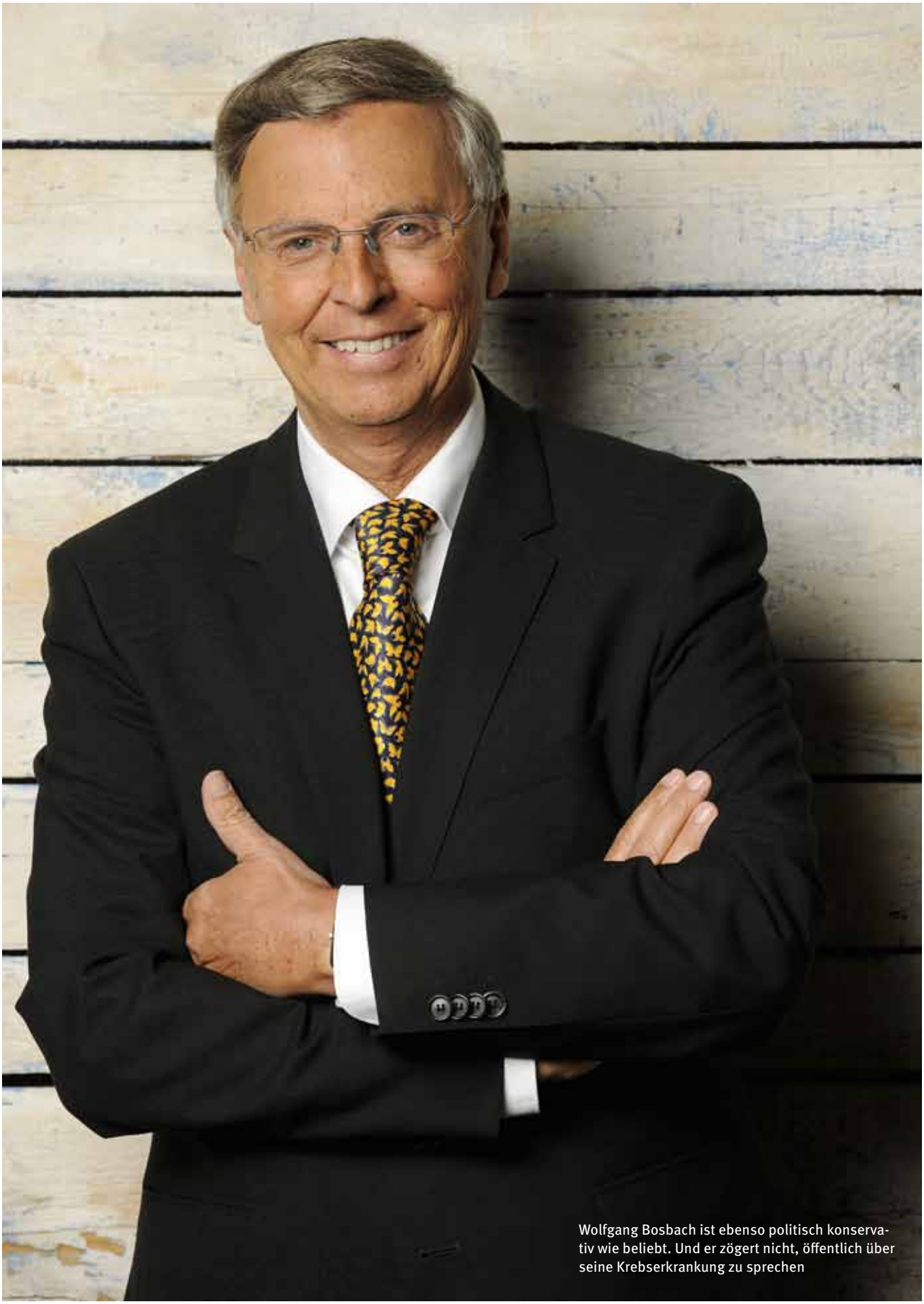
Auf der ganzen Welt hat das Schicksal der Sudanesin Entsetzen ausgelöst. Und nur weil das Entsetzen so groß war wie der internationale Protest, ist Mariam noch am Leben und soll wohl demnächst freikommen. Die sudanesische Regierung hat die Vollstreckung des Todesurteils immerhin ausgesetzt. Offizielle Begründung: Man könne mit der Hinrichtung warten, bis das Baby abgestillt ist. Das klingt unfassbar zynisch, ist aber schon ein großer Erfolg im Kampf um das Leben der jungen Frau. Mariam wurde allein wegen ihrer religiösen Identität Opfer. Nun kämpfen Anwälte – mit den Weltmedien im Rücken – um ihre Chance aufs Überleben.

Das gleiche gilt auch für die 220 Schulmädchen, die in Nigeria von der Terrorgruppe Boko Haram entführt, misshandelt und entwürdigt worden sind. Auch ihr Fall entsetzt die Welt. Und die massenhafte Empörung bewirkt auch hier etwas. Die Menschen in Nigeria stellen sich dem Terror der Islamisten entgegen, wenn sie spüren, dass sie die Welt auf ihrer Seite wissen. Die Wankelmütigen distanzieren sich, Terrorsympathisanten werden weniger, die Polizei bekommt mehr Hilfe aus der Bevölkerung, eine ganze Gesellschaft wird ermutigt, den Weg des Menschenrechts zu gehen.

Die Medienberichte über die grauenhaften Vorgänge in Afrika, wo die Grenze des Islams (vom Senegal ganz im Westen bis nach Somalia ganz im Osten) bitter-blutig geworden ist, werden endlich intensiver. Seit Jahren schon vollzieht sich ein massenhaftes Leiden der Christen in Zentralfrika, doch jetzt erst schaut der Westen hin und öffnet sein Herz. Das ist überfällig, denn allein schon die Aufmerksamkeit und das Mitgefühl bescheren auch den Opfern ein Stück Würde. Sie spüren die Brüderlichkeit einer Welt, die sie nicht vergessen hat, sondern für sie eintritt. In den Wohlstandsgesellschaften Europas unterschätzt man immer wieder, wie sehr selbst kleine Medienberichte und Interneteinträge aus fernen Ländern große Wirkung vor Ort entfalten können. Wenig hassen Missetäter mehr, als den Spiegel ihrer Sünden vorgehalten zu bekommen. Darum sollten die Machthaber im Sudan und die Mädchenschänder von Nigeria wissen – wir haben euch im Auge, und eure Opfer in unseren Herzen.

Foto: Michael Fleshman, flickr (CC BY-NC 2.0)

Die Terrorgruppe Boko Haram hat 220 Mädchen entführt. Was können Medienberichte ausrichten?



Wolfgang Bosbach ist ebenso politisch konservativ wie beliebt. Und er zögert nicht, öffentlich über seine Krebserkrankung zu sprechen

Foto: Manfred Esser

„Gott hat es gut mit mir gemeint“

Der CDU-Politiker Wolfgang Bosbach ist todkrank und fröhlich. Warum eigentlich? Ein Interview über den Glauben, den Tod und rheinische Lebensweisheiten. | **DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ**

pro: Herr Bosbach, sind Sie es eigentlich leid, immer und immer wieder öffentlich über Ihre Krebserkrankung zu sprechen?

Wolfgang Bosbach: Jeden Tag ist wirklich zu viel. Ich möchte ja nicht in erster Linie als Patient wahrgenommen werden, sondern als Mensch und Politiker. Die Diagnosen sind, wie sie sind, und sie werden auch nicht erfreulicher, wenn man jeden Tag darüber spricht. Deshalb möchte ich das auch nicht ständig tun müssen.

Dennoch sprechen Sie seit 2010 mit der Presse über Ihren Prostatakrebs. Dem Spiegel sagten Sie 2012, dass er unheilbar ist. Sie haben den Medien davon erzählt, welche Ängste Sie mit der Diagnose verbinden, wie Sie sie verarbeiten, wie Sie behandelt werden und wie Sie mit der Krankheit leben, sogar, dass „südlich des Äquators alles in Ordnung ist“, wissen wir. Tut Ihnen diese schonungslose Offenheit im Nachhinein leid?

Nein, zumal ich aus zahlreichen Zuschriften weiß, dass ich vielen Betroffenen auch Mut und Hoffnung gemacht habe. Ich verzweifle ja nicht an der Krankheit, sondern versuche, aus einer schwierigen Situation das Beste zu machen. Das einzige, was ich wirklich bereue, ist, dass ich in meinem Leben nie zur Krebsvorsorge gegangen bin. Hätte ich das ab dem 45. Lebensjahr regelmäßig getan, wäre die Tumorerkrankung früher entdeckt worden und meine Heilungschancen wären viel besser gewesen. Es wird von mir zum Thema Krankheit nie eine Pressemitteilung geben. Ich beantworte Fragen, die Journalisten oder Bürger mir stellen – offen und ehrlich.

In Politikerkreisen ist ein solch offener Umgang mit Schwächen alles andere als normal. Ihrer Beliebtheit hat das aber keinen Abbruch getan. 2013 wurden Sie mit 58 Prozent der Stimmen, einem Rekordergebnis, wieder in den Bundestag gewählt. Sollten Politiker es häufiger wagen, offen über Privates zu sprechen?

Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Dass ich offen darüber spreche, ist eigentlich selbstverständlich. Wenn man so viel Zeit wie ich in Krankenhäusern oder Wartezimmern verbringt, dann ist es eine Frage der Zeit, bis man angesprochen wird. Bevor irgendwelche Gerüchte die Runde machen, sage ich lieber gleich, was Sache ist. Hoffe dann aber auch, dass das Thema damit durch ist. Aber jeder Politiker muss für sich selbst entscheiden, wie er mit einer solchen Situation umgeht.

Im Zusammenhang mit Ihrer Krankheit haben Sie auch immer wieder über Ihren katholischen Glauben gesprochen, zuletzt in einem Doppelinterview mit dem Essener Bischof Franz-Josef Overbeck zur Osterbotschaft. Sie sind kein Geistlicher. Sehen Sie sich dennoch als Missionar?

Nein. Das würde ich mir nie anmaßen. Das Thema Glauben ist ein sehr persönliches. Ich kann meine Überzeugungen wiedergeben – aber ich verlange von niemandem, dass er sie teilt. Ich fand die Idee des Doppelinterviews interessant, weil Bischof Overbeck und ich zwar als zwei katholische Christen, aber aus unterschiedlichen Perspektiven über den Glauben sprechen – und der Bischof seine Krebserkrankung im Gegensatz zu mir überwunden hat. Wir haben also beide Erfahrungen gemacht, die uns haben zweifeln lassen.

Erzählen Sie uns von diesen Momenten des Zweifelns?

Ich leide seit 1994 an einer chronischen Herzmuskelentzündung und trage seit zehn Jahren einen Herzschrittmacher und Defibrillator gegen den plötzlichen Herztod. Daher muss ich viele Medikamente nehmen, damit sich das Herz stabilisiert, kann aber mit der Krankheit gut umgehen. Dann kam vor vier Jahren die Krebsdiagnose dazu. Da war ich schon echt sauer. Ich dachte: Gut, jeder hat sein Päckchen zu tragen, die Herzerkrankung ist deins – aber das hier musste jetzt nicht noch dazukommen. Da fragt man sich natürlich: Warum ich? Was habe ich eigentlich falsch gemacht, damit es mich jetzt zum zweiten Mal so erwischt? Erst recht, wenn dann noch nach der Krebsoperation die Nachricht kommt: Sie ist zwar gut verlaufen, aber leider hat der Krebs schon gestreut. Das war die dritte schlechte Nachricht. Frau Käßmann hat einmal zu mir gesagt: Herr Bosbach, fragen Sie sich doch stattdessen: Warum ich nicht? So kann man es natürlich auch sehen. Und nach 62 Jahren muss ich auch zugeben, dass der liebe Gott es eigentlich sehr gut mit mir gemeint hat. Ich hatte sehr viel mehr Glück als Pech. Ich habe drei wunderbare Kinder. Die Dankbarkeit überwiegt die Zweifel sehr.

Verarbeitet ein Christ Schicksalsschläge mit Blick gen Himmel leichter als ein Nicht-Gläubiger? Oder ist es sogar schwerer, weil er sich ständig fragen muss: Warum?

Ich zögere keine Sekunde, zu sagen: leichter. Die Botschaft Christi ist eine frohe Botschaft. Sie gibt Mut und Trost über den Tod hinaus, gerade in schweren Stunden. Auf die Idee, zu sagen, „ich bin ein überzeugter Christ und deshalb muss der liebe Gott auf mich besonders gut aufpassen“, bin ich wirklich noch nie gekommen.

Haben Sie sich also damit abgefunden, keine Antwort auf das Warum zu bekommen?

Ja. Es gibt keine endgültige Antwort. Deshalb beschäftige ich mich auch nicht länger damit. Da hilft neben dem christlichen Glauben auch das rheinische Grundgesetz: „Et is, wie et is, un et kütt, wie et kütt, un et hätt noch immer jot jegang.“

Sie geben Interviews, leiten den Innenausschuss im Bundestag, sind ein gefragter Talkshowgast und verbringen we-

gen Ihrer Reisen 200 Nächte im Jahr in Hotels. Bleibt Ihnen Zeit, um Ihren Glauben auch privat zu leben?

Ich bin gläubiger Christ, würde mich aber nicht als besonders fromm bezeichnen. Es gab auch schon Sonntage, an denen ich es nicht geschafft habe, in den Gottesdienst zu gehen. Ich versuche auch, meine Kinder vom christlichen Glauben zu überzeugen. Ich will ihnen vermitteln, warum er für mich persönlich wichtig ist, und hoffe, dass auch sie sich dazu entscheiden, diesen Weg zu gehen. Dennoch käme ich nie auf die Idee, sie mit mehr oder weniger starkem Druck auf diesen Weg zu zwingen. Für mich gehört auch zum Glauben, dass ich mir bewusst Auszeiten nehme, in denen ich das Zwiegespräch mit Gott suche. Ich habe noch nie abends die Augen zugemacht, ohne vorher zu beten. Das ist für mich ein wichtiger Abschluss des Tages, um meine Gedanken zu ordnen und den lieben Gott um Kraft und Unterstützung zu bitten.

Das Thema Glauben ist ein sehr persönliches. Ich kann meine Überzeugungen wiedergeben – aber ich verlange von niemandem, dass er sie teilt.

Beten Sie heute mehr als, sagen wir, vor zehn Jahren?

Anders. Ich habe heute andere Sorgen als früher. Das Berufliche tritt in den Hintergrund, das Private aus bekannten Gründen nach vorne.

Hat sich Ihre Beziehung zu Gott verändert?

Ich persönlich habe zum lieben Gott wieder ein gutes, entspanntes Verhältnis. Ob er das umgekehrt auch sagen würde, weiß ich leider nicht. Unmittelbar nach der Diagnose des zweiten bösen Befundes habe ich schon meine Zweifel bekommen. Gleichzeitig fand ich Trost und Kraft im Glauben. Ich mag den schönen Gedanken: Du kannst nie tiefer fallen als in Gottes Hand. Das gibt Halt.

„Du musst wissen, was du tust", waren die Worte Ihrer Frau, als Sie sich dazu entschieden haben, trotz Ihrer Krankheit weiter Politik zu machen. Hat Sie im Angesicht des Workaholics Wolfgang Bosbach resigniert?

Eine erneute Kandidatur habe ich mir sehr gut überlegt, weil ich vor zwei Jahren eine neue Therapie begonnen hatte und nicht wusste, wie mein Körper darauf reagiert. Mittlerweile kann ich mit den Nebenwirkungen gut umgehen. Meine Frau weiß, dass ich nicht glücklicher wäre, wenn ich nicht kandidiert hätte. Ich kann mir nicht vorstellen, die meiste Zeit zu Hause zu verbringen. Vermutlich säße ich jetzt statt im Abgeordnetenbüro in der Kanzlei in Bergisch Gladbach und würde juristische Fälle bearbeiten. Nichtstun ist für mich keine Therapie. Aber ich habe meine Reisetätigkeit deutlich reduziert und verbringe mehr Zeit mit der Familie oder Freunden. Es wird nie mehr so sein wie früher, als ich mir die Nächte mit Akten um die Ohren geschlagen habe oder für eine zweistündige Veranstaltung zwei Tage unterwegs war. Obwohl mir das großen Spaß macht – denn volle Säle und gute Stimmung sind ja eine Bestätigung für gute politische Arbeit –, kann ich es einfach nicht mehr.

Zwar sprechen Sie öffentlich über Ihre Krankheit, zu Hause ist das Thema aber für Sie tabu. Vermeiden Sie es aus Rücksicht auf sich selbst oder auf Ihre Familie?

Wenn es etwas Neues gibt, teile ich das meiner Familie natürlich mit. Wenn nicht, möchte ich nicht dauernd darüber reden. Wenn ich die Haustür hinter mir zu mache, möchte ich mich nicht mit Sorgen und Zweifeln beschäftigen, sondern ein möglichst unbeschwertes Leben führen und die wenige Freizeit, die ich habe, nicht mit düsteren Gedanken füllen.

Sie lehnen die Homo-Ehe ab, ebenso sind Sie ein Gegner von Abtreibungen. Schmerzt es Sie, zu sehen, dass Deutschland sich in ethischen Fragen wie diesen zunehmend liberalisiert und die Gegner dieser Entwicklung weniger werden?

Ja und Nein. Es hat immer gesellschaftlichen Wandel gegeben, und es wird ihn auch zukünftig geben. Aber ich frage mich natürlich, warum Themen des Lebensschutzes längst nicht so viel politische Bedeutung haben und öffentliche Beachtung finden wie zum Beispiel die Frage, wieviel Arbeitslosigkeitszeiten bei der abschlagsfreien Rente mit 63 angerechnet werden. Das ist für viele Menschen wichtig und bewegt die Öffentlichkeit seit Monaten. Themen des Lebensschutzes spielen im Gegensatz dazu in den Medien nur dann eine Rolle, wenn ein Gesetzgebungsverfahren ansteht wie etwa derzeit beim Thema organisierte Sterbehilfe. Hand aufs Herz: Wer regt sich denn heute noch über eine sechsstellige Zahl von Abtreibungen jährlich in Deutschland auf?

Warum treten Lebensschutzthemen in den Hintergrund?

Gute Frage. Vielleicht deshalb, weil die meisten froh sind, dass ein Thema wie § 218 StGB (der Paragraf zum Schwangerschaftsabbruch, Anm. d. Red.) nicht mehr gesellschaftlich polarisiert. Aber: Das Bundesverfassungsgericht hat dem Gesetzgeber eine Beobachtungs- und Nachbesserungspflicht auferlegt. Die Legislative sollte beobachten, ob die damalige Neuregelung des Abtreibungsrechts, die Fristenregelung mit Beratungszwang, den erhofften Erfolg hat, also, dass die Zahl der Abtreibungen deutlich zurückgeht. Das ist sie zwar, aber nur in dem Maße, wie die Zahl der Geburten auch zurückgegangen ist. Trotzdem wagt sich niemand mehr an dieses Thema heran, weil man die kontroversen Debatten der Vergangenheit fürchtet.

Wissen Sie heute, ob Sie in dreieinhalb Jahren erneut kandidieren werden?

Nein. Die Legislaturperiode hat doch gerade erst begonnen – warum soll ich da schon an die nächste denken? Ich habe mir vorgenommen, ein Jahr vor Ende dieser Legislatur zu entscheiden, wie es weitergeht. Am Ende der kommenden Wahlperiode wäre ich knapp 70 – auch das muss ich bedenken. Politik ist ein wichtiger Teil meines Lebens, aber nicht mein ganzes Leben. Und mit halber Kraft würde ich ohnehin nichts machen. Wenn, dann wird bis zum letzten Tag hart und fleißig gearbeitet.

Wie soll man Sie in Erinnerung behalten? Als einen der letzten wahren Konservativen der CDU vielleicht?

Das klingt mir zu sehr nach Last-Man-Standing. Mir würde es völlig reichen, wenn die Menschen mich als fröhlich und fleißig in Erinnerung behalten. Das trifft meinen Charakter ganz gut. Ich bin bei allem Ärger immer gerne ins Büro gegangen. Reinhard Mey hat einmal beschrieben, was auf seinem Grabstein stehen sollte: „Hier liegt einer, der nicht gerne, aber der zufrieden ging." Das gefällt mir.

Herr Bosbach, vielen Dank für das Gespräch!

Anzeige

NEU!

Für alle Vorwärtsdenker

Eine neue proVideo-Serie erklärt Ihnen Fakten, Daten und Überraschendes rund ums Thema Kirche.

... WIE KOMMEN EIGENTLICH KIRCHLICHE SERIEN INS FERNSEHEN?

bit.ly/KircheimFernsehen

... UND WIE UNTERSCHEIDEN SICH DIE FREIKIRCHEN?

pro VIDEO

Klicken Sie rein!
pro-medienmagazin.de/provideo

„Europa muss ein Erfolgsprojekt bleiben“

Mit sieben Prozent hat es die „Alternative für Deutschland“ (AfD) bei der Europawahl erstmals in ein Parlament geschafft. pro hat die evangelische Christin und AfD-Vorsitzende Frauke Petry gefragt, was Deutschland von der jungen Partei erwarten kann.

| VON MORITZ BRECKNER

Foto: stevanovicigor, thinkstock

Foto: Frank Ossenbrink

Im europäischen Parlament ist die AfD künftig vertreten – Frauke Petry will für die Partei in den sächsischen Landtag

Dass Frauke Petry Zeit für die Politik findet, überrascht. Die 38-Jährige ist nicht nur AfD-Gründungsmitglied, sondern auch Unternehmerin, Mutter von vier Kindern und Pfarrersfrau. In ihrem Heimatbundesland Sachsen hat die Partei knapp über zehn Prozent der Stimmen erhalten. Petry hält die Wortwahl des Parteivorsitzenden Bernd Lucke keinesfalls für übertrieben, der die AfD am Wahlabend eine „neue Volkspartei“ genannt hat. Die AfD werde künftig im Europaparlament dafür kämpfen, dass die EU ihre Kompetenzen begrenzt und sparsamer mit Steuergeldern umgeht. Auch die ihrer Ansicht nach noch lange nicht überwundene Eurokrise und die hohe Verschuldung der Mitgliedsstaaten beschäftigten die Partei. Dabei sei es wichtig, die AfD zwar als Euro-kritisch, nicht aber als Europa-kritisch wahrzunehmen: „Wir wollen, dass Europa ein Erfolgsprojekt bleibt“, sagt Petry und nennt Punkte, an denen Deutschland von der Europäischen Union profitiert, wie offene Grenzen und Märkte. „Aber die Kosten steigen, und niemand in Brüssel sägt gerne den Ast ab, auf dem er sitzt“, erklärt sie. Die AfD sitzt nun auch auf diesem Ast. In Landesparlamente oder in den Bundestag hat es die Partei bisher nicht geschafft.

Zudem mangele es Instanzen und Entscheidungen der EU an demokratischer Legitimation – „das Volk wird einfach nicht ausreichend gefragt“, kritisiert Petry und fordert mehr Bürgerbeteiligung, etwa durch Volksentscheide. Ein Ausstieg aus dem Euro müsse zumindest durchgerechnet werden und als Option im Raum bleiben – „das würde zwar teuer, aber weitere Crashs werden es auch“. Dass Politiker der etablierten Parteien die Vorschläge der AfD „hochgefährlich“ (Peer Steinbrück, SPD) und „kindisch“ (Volker Bouffier, CDU) finden, stört Petry nicht, sagt sie.

Auch den häufig von Medien und Politikwissenschaftlern geäußerten Vorwurf, die AfD sei rechtspopulistisch, hält Petry für einen „billigen Trick“, um die AfD in die „rechte Ecke“ zu schieben. Den Vorwurf der saarländischen Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer (CDU), die AfD vertrete fremdenfeindliche Parolen und bewege sich an der Grenze zur Verfassungsfeindlichkeit, weist Petry zurück. Immerhin habe die AfD zahlreiche Mitglieder mit Migrationshintergrund und bekenne sich zum Asyl für politisch Verfolgte. „Jede neue Partei schöpft ein Protestpotenzial ab“, erklärt Petry. „Die Statistiken von der Bundestagswahl zeigen, dass wir über das gesamte politische Spektrum hinweg Wähler gewonnen haben. Wir fischen nicht am rechten Rand.“

„In der AfD sammeln sich Christen“

Tatsächlich hat die AfD bei der Bundestagswahl 2013 am meisten ehemalige Wähler der FDP (430.000) und der Linkspartei (340.000) gewonnen. Bei der Europawahl konnte sie der CDU 470.000 Stimmen abknöpfen. 170.000 Wähler kamen von der SPD, 100.000 von der Linkspartei und 50.000 von der FDP. „Wir sind aber nicht die FDP 2.0“, sagt Petry. Die FDP habe in den vergangenen Jahren gerade im Bezug auf die Familienpolitik wenige Werte erkennen lassen. Auch bei der CDU sieht Petry keine christlichen Überzeugungen: „Die tragen das C nur noch im Namen“, sagt sie. Zwar sei die AfD nicht als explizit christliche Partei gegründet worden und habe auch einen liberalen Flügel, aber: „Die Tatsache, dass viele Werte unserer Kultur in der christlichen Tradition wurzeln und von den anderen Parteien nicht mehr vertreten werden, führt dazu, dass sich in der AfD viele Menschen sammeln, die diese Werte weiterhin hochhalten wollen.“ Die Aufwertung der eingetragenen Lebenspartnerschaft zur Ehe lehnt die AfD ab, wie auch eine Ausweitung des Adoptionsrechts für homosexuelle Paare. Petry wünscht sich genau wie der Parteivorsitze Bernd Lucke weniger Abtreibungen in Deutschland, sieht aber keine politische Durchsetzbarkeit für eine Reform des Abtreibungsrechts. Kritiker dieser Positionen sehen in der AfD eine „heteronormative“ und „antifeministische“ Organisation – so formulierte es jedenfalls die SPD-nahe Friedrich-Ebert-Stiftung im April und kritisierte die angebliche Nähe der AfD zu Christen, die sich im Umfeld der Deutschen Evangelischen Allianz bewegen.

Petry hat einen Doktor in Chemie und leitet ein kleines Unternehmen – für ihr Lebensmodell, das Wissenschaft, Wirtschaft und Familie vereint, wurde sie 2012 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf fällt ihr aber nicht immer leicht: „Momentan bleibt für die Familie zu wenig Zeit“, gibt sie zu. „Aber ich wollte immer Kinder und Arbeit, und habe Gott sei Dank einen Partner, der mich unterstützt.“ Ihr Mann ist Pfarrer von vier evangelischen Kirchengemeinden südlich von Leipzig. Petry befürwortet das Betreuungsgeld, sieht aber einen grundsätzlichen Konstruktionsfehler in der deutschen Sozial- und Familienpolitik: „Den Familien wird aktuell das Geld über Steuern und Sozialbeiträge weggenommen, dann erhalten sie es teilweise durch Kindergeld, Elterngeld und Betreuungsgeld zurück – wäre es nicht einfacher, den Familien ihr erarbeitetes Geld von vornherein und damit auch ihre Entscheidungsfreiheit zu belassen?“, fragt sie und ergänzt zur Gender-Debatte: „Wenn Feminismus heute die Auflösung der biologischen Geschlechter propagiert, führt er sein Ziel, Frauen aus einem gesellschaftlichen Korsett zu befreien, ad absurdum.“ Es sei utopisch zu glauben, dass eine Beseitigung von historisch gewachsenen Rollenbildern per se zu mehr Orientierung und einer zukunftsfähigen Gesellschaft führe. „Ebenso wie in Erziehung und Bildung muss eine freiheitliche Gesellschaft jedoch diverse Rollenbilder beider Geschlechter respektieren, aber bitte ohne staatliche Subventionitis wie beim Gender-Mainstreaming.“

Dazu, Überzeugungen wie diese politisch einzubringen, motiviere Petry ihr Glauben: „Als Christ möchte ich mich dafür einsetzen, dass unsere Gesellschaft von Transparenz und Ehrlichkeit geprägt ist“, sagt sie. Dass sich vereinzelte Freunde und Bekannte wegen ihres Engagements in der AfD von ihr abgewandt haben, belastet sie angeblich nicht: „So sind die Menschen – ich sehe das als ein Zeichen für mangelnde politische Toleranz.“

„Auf, zu den Waffen!“

Es herrscht Feiertagsstimmung und Begeisterung. Die Menschen, die sich an diesem 1. August 1914 vor dem Berliner Schloss versammelt haben, stimmen den Choral „Nun danket alle Gott“ an. Das Deutsche Reich hat vor wenigen Minuten Russland den Krieg erklärt. Warum jedoch begeisterten sich Christen aller Konfessionen der kriegführenden europäischen Länder für den Ersten Weltkrieg? Eine Spurensuche 100 Jahre nach dem Beginn des Krieges. | **VON NORBERT SCHÄFER UND JOHANNES WEIL**

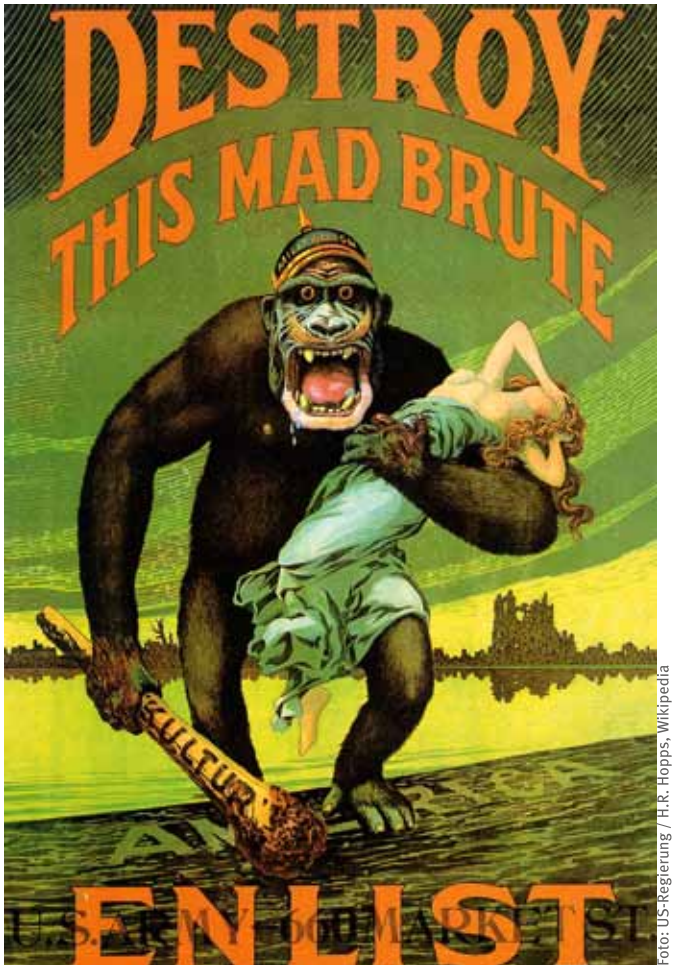


Foto: US-Regierung / H.R. Hopps, Wikipedia

US-Propagandabild, das zum Eintritt in die Armee und zum Kampf gegen das „deutsche Monster“ aufruft

In seinem Büchlein „Der Segen des Krieges“ erinnert sich der Pfarrer Ernst Modersohn 1915 an die Stimmung in Berlin, unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges: „Ich war am Dienstag derselben Woche, die mit der Mobilmachung schloß, in Berlin. Da waren in etwa zwölf Sälen große Versammlungen, in denen gegen den Krieg protestiert werden sollte. (...) Nach dem Schluß dieser Versammlungen wollten die Tausende von Teilnehmern nach den ‚Linden‘ ziehen und vors Schloß des Kaisers, um da eine große Demonstration zu machen. Die Polizei hatte Mühe und Not, den Strom abzulenken, daß er die Linden nicht erreichte. Das war am Dienstag, den 28. Juli. Wer hätte an diesem Dienstag denken können, daß am nächsten Dienstag, am 4. August, ein einiges Deutschland dastehen würde? Daß der Reichstag wie ein Mann aufstehen und in ein Hoch einstimmen würde auf Kaiser und Reich, auf Volk und Vaterland? Das hätte wohl niemand zu denken gewagt. Das war etwas vom Segen des Krieges.“

Das Deutsche Reich kämpfte ab August 1914 an der Seite Österreich-Ungarns gegen Russland, Frankreich, England und ihre Verbündeten. Auslöser dafür war die Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Frau am 28. Juni 1914 in Sarajevo durch serbische Terroristen. Das Attentat setzte eine Kettenreaktion in Gang, an deren Ende sich viele europäische Staaten im Krieg befanden. Die Kriegserklärungen weiterer Länder, der Krieg der europäischen Nationen auch in deren Kolonien und der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten von Amerika am 6. April 1917 mündeten in die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, wie viele Historiker den Ersten Weltkrieg bezeichnen. Er brachte die Welt ins Wanken.

Vom Segen des Krieges

Die Kampfhandlungen, die mit den damals modernsten Waffen und unerbittlicher Härte geführt wurden, löschten ganze Familien aus. Kaiser Wilhelm II. wollte zu Beginn des Krieges „keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche“ kennen. Die Menschen zogen „begeistert und religiös beseelt“ in den Krieg, fasst es der Pfarrer Wolf-Dieter Steinmann rückblickend in einem Beitrag des Deutschlandradios zusammen. Die Menschen waren bereit, für Kaiser, Volk und Vaterland Opfer zu bringen. Der damalige Berliner Domprediger Bruno Doehring rief den „heiligen Krieg“ aus und erklärte die Deutschen zum „Erlöservolk“, das Europa aus dem Chaos führen sollte. Andere Pfarrer verglichen den Weltkrieg mit den Befreiungskriegen gegen die napoleonische Fremdherrschaft. Die Menschen begeisterten sich für den Krieg, weil sie den „überall ersehnten Zusammenschluss der tief gespaltenen Nation“ herbeiwünschten, hält der Kirchenhistoriker und Theologe Martin Greschat im Gespräch mit pro fest.

Der Nationalismus erfasste nach anfänglichem Zögern fast alle Bereiche der Gesellschaft. Kritische Stimmen verstummten. Wie kam es dazu, dass sich Christen aller Konfessionen für den Nationalismus vereinnahmen ließen und damit aus heutiger

Sicht grenzübergreifend sämtliche christliche Werte über Bord warfen? Historiker Greschat erklärt: „Wenn man den Gesichtspunkt der Gemeinschaft, des Eintretens füreinander, das Hinwegsehen über Klassenschranken und insofern Gemeinschaft untereinander als ein wesentliches Element des Christentums ansieht, kann man sich durchaus vorstellen, dass es einen christlich gefragten Nationalismus gibt.“ Und weiter: „Für die Menschen damals bedeutete dies keineswegs die Verleugnung oder den Verlust der christlichen Botschaft. Es galt: Jetzt in der Zeit des Krieges müssen wir alle zusammenstehen. Sie sprachen dann von christlicher Bruderliebe, Christentum der Liebe, von dem Verzicht auf eigene Durchsetzung und Unterordnung, Unterordnung unter die Obrigkeit. Alle diese Werte waren auch christlich besetzt.“ Dass die Freikirchen weniger nationalistisch waren, hält Greschat für illusorisch.

Einhellig verfielen Intellektuelle, Politiker und Theologen dem Glauben, dass der Krieg einer gerechten Sache diene. Deshalb wähnten sich alle Nationen des Beistandes Gottes sicher. Wer auf der Seite des Rechts stand, musste auf Gottes besondere Hilfe bauen dürfen, lautete die Vorstellung. Auch das Mitteilungsblatt der Deutschen Evangelischen Allianz greift diesen Gedanken in einem Artikel im Winter 1914 auf: „Unser Volk hat in diesem furchtbaren Kriege wohl eine gerechte Sache, das steht fest, aber darauf kann und darf es nicht pochen.“ In diese Überlegungen mischten sich neben diffusen nationalistischen und völkischen Gedanken auch theologische Vorstellungen, dass der Krieg eine Art Läuterung sei, der unter den Christen die Spreu vom Weizen trenne. Modersohn schreibt in seinem Büchlein: „Wie ist doch dieser Krieg ein Prüfstein geworden für den Wert und den Unwert der Dinge! (...) Aber er prüfte auch das Christentum der Leute. Jetzt zeigte sich, wessen Christentum echt war und wessen unecht.“

Foto: Deutsches Verteidigungsministerium 1916, Wikipedia

Die Grafik für die Hinterbliebenen gefallener deutscher Soldaten illustriert die Mischung christlicher Werte mit Nationalismus und Heldenpathos

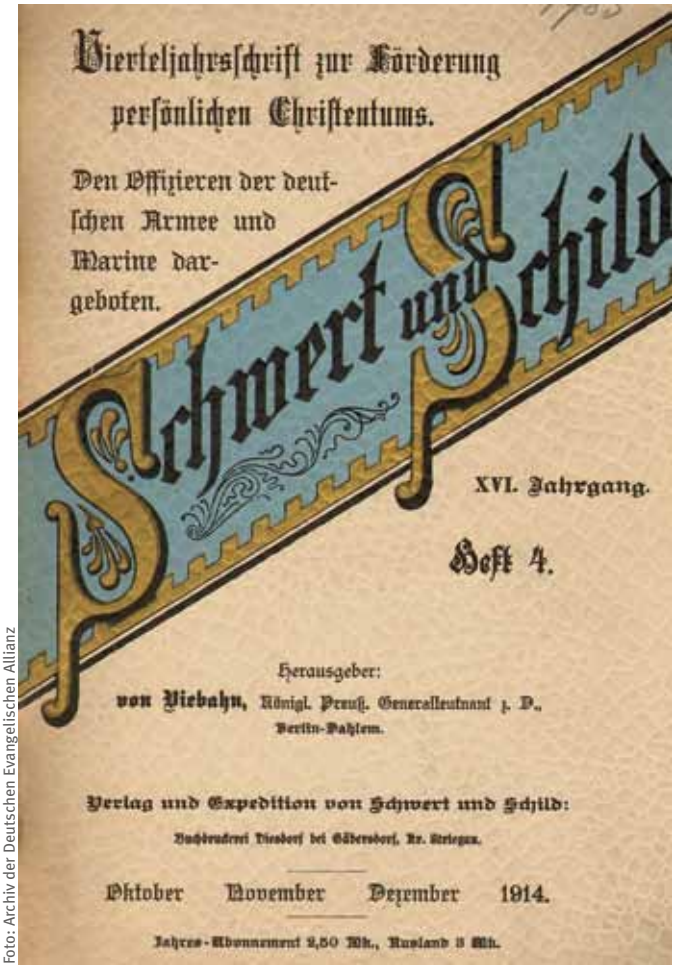
Propaganda und Zensur

Es wurde für die Kriegsparteien angesichts ausbleibender Erfolge und erstarrter Frontlinien immer wichtiger, den Gegner als brutal darzustellen, um dadurch den Kriegswillen des eigenen Volkes am Leben zu erhalten. Mittel der Wahl war neben der Propaganda, mit der stereotype Vorurteile sowie Feindbilder bedient und gefestigt wurden, auch die Zensur. Historiker Greschat erklärt zur Glaubwürdigkeit der Quellen dieser Zeit: „In der Kriegszeit gab es einerseits die offizielle Zensur und es gab die Zensur im Kopf. Die Herausgeber einer Zeitung etwa wussten ganz genau: Bestimmte Dinge wollen wir gar nicht erst berichten, denn wenn wir die berichten, kommen wir möglicherweise in Konflikte mit der offiziellen staatlichen, militärischen Zensur. Wenn sie sich diesen Vorgaben widersetzten und dem Zensor fiel das auf, schwärzte dieser den Artikel oder ließ ihn blank.“ Die Kirchenführer versuchten deswegen, im Einklang mit der Zensur zu sein und zu bleiben: „Es gab kein Radio, kein Internet, kein Fernsehen. Es gab nur Zeitungen, die eine begrenzte Auflage hatten. Die Informationsdichte war entsprechend locker und brüchig“, verdeutlicht Greschat.

Die vom Krieg begeisterten Pfarrer versuchten, diesem einen Sinn zu geben, und sahen darin Gottes Instrument, „das die Bevölkerung eint und Gegensätze aus der Welt schafft“, beschreibt es der Berliner Pfarrer Franz Köhler in seinem Buch „Der Weltkrieg im Licht deutsch-protestantischer Predigt“. Das Buch solle Theologen helfen, „die ungeheure Spannung zwischen Krieg und Evangelium zu lösen“, schreibt er 1915 dazu in seinem Vorwort. Für viele Theologen war klar, dass sie in der Zeit der Not zusammenstehen müssten. Deswegen predigten sie „etwas von christlicher Bruderliebe und dem Verzicht auf eigene Durchsetzung und Unterordnung“, beschreibt Greschat den allgemeinen Duktus.

Die Bankrotterklärung der Intellektuellen und des christlichen Wertekataloges gegenüber dem Nationalismus zeigt exemplarisch eine Predigt des damaligen Rektors der Universität Gießen, Samuel Eck. Der evangelische Theologe predigte nach einem der ersten Erfolge des deutschen Heeres: „Es war sein Wille, dass wir siegten. Dafür danken wir. Wir wollen es tun in dem demütig stolzen Bewusstsein: Gott ist wirklich mit uns.“ In ungezählten Predigten sei den Soldaten suggeriert worden, ihr Opfer sei eine „quasi-religiöse Pflicht“, ergänzt der Theologe Wolf-Dieter Steinmann: „Aber eigentlich hat man sie nur zu Opfern gemacht.“

Längst nicht alle Theologen propagierten aber das Gedankengut von Krieg und Nationalismus. Greschat zufolge gab es in allen Staaten „Stimmen, Reden und Predigten gegen den Krieg“. Der eher geringe Kreis der Kritiker merkte an, dass der Krieg nicht im Sinne Gottes sein konnte. Beispielsweise der baden-württembergische Pfarrer Otto Umfrid wandte sich offen gegen den Zeitgeist und versuchte, aus dem „Dilemma des Krieges ohne Ende den Ausweg zu suchen“. Andere Theologen hofften, durch Buße und christlich-moralisches Leben Gott auf die eige-


Vierteljahrsschrift zur Förderung persönlichen Christentums.

Den Offizieren der deutschen Armee und Marine dargeboten.

Schwert und Schild

XVI. Jahrgang.

Heft 4.

Herausgeber:
von Viebahn, Königl. Preuß. Generalleutnant z. D.
Berlin-Dahlem.

Verlag und Expedition von Schwert und Schild:
Buchdruckerei Tiesdorf bei Göbersdorf, Kr. Sorau.

Oktober November Dezember 1914.

Jahres-Abonnement 2,50 Mk., Ausland 3 Mk.

Foto: Archiv der Deutschen Evangelischen Allianz

In der Zeitschrift „Schwert und Schild“, herausgegeben von dem ehemaligen preußischen Offizier und Evangelisten Georg von Viebahn, findet sich nationalistisches Gedankengut

ne Seite zu ziehen. Der Historiker Herfried Münkler nennt exemplarisch den Hirtenbrief der katholischen Bischöfe, der im Advent 1914 in den Kirchen verlesen wurde. „Der Krieg hat vor sein Gericht geladen die moderne widerchristliche religionslose Geisteskultur [...] Das ist unseres Volkes und daher unsere größte Schuld. Sie fordert Buße und Sühne“, heißt es dort.

Warum schafften es dann die kritischen Stimmen aus der Kirche nicht, zu zeigen, dass das Kriegstreiben eben nicht zwangsläufig Gottes Wille war und dass das Morden nicht mit dem Glauben gerechtfertigt werden konnte? Als Beispiel möge die Katholische Kirche dienen: Katholiken gab es mehrheitlich in Österreich-Ungarn, in Frankreich und in Italien. Historiker Greschat sagt: „Es ist die Vorstellung von Protestanten, dass die katholische Kirche ein monolithischer Block wäre. Die französischen Katholiken haben sich entschieden gegen die päpstliche Friedensinitiative vom 1. August 1917 gewehrt.“ Darin schlug der Papst als neutraler Vermittler allen am Krieg beteiligten Parteien Friedensverhandlungen vor. Unter anderem forderte er Abrüstung und den Verzicht auf Gebietsabtretungen. „‚Das ist keine Friedensinitiative‘, sagten französischen Katholiken, ‚sondern eine eindeutige Stellungnahme für Deutschland. Damit können wir nichts anfangen‘“, erklärt Greschat die Position, die letztlich alle Kriegsparteien teilten. „Die Vorstellung, dass sie von ihrem Katholischsein her nun etwa eine andere Politik verfolgten, ist eine Illusion.“ Protestanten und Katholiken sahen in den Glaubensgeschwistern in den verfeindeten Ländern abgefallene Brüder. Greschat illustriert die Argumentationsmuster am Beispiel der protestantischen Minderheit in Frankreich: „Die sagten: ‚Also, wir sind evangelisch! Wir kommen von Calvin her. Das ist die wahre Richtung. Die anderen in Deutschland, das ist Luther, das ist Obrigkeitsdenken, das hat mit dem wahren evangelischen Christentum nichts zu tun. Sie sind in die Irre geleitet worden durch die Obrigkeit und durch die Kirchenführung.‘ Also man hatte Gründe in Hülle und Fülle für die eigene Position. Man hat sich letztlich gegenseitig das Christentum, den christlichen Glauben abgesprochen.“ Wer also kein Christ war, gegen den konnte man als Katholik wie auch als Protestant guten Gewissens zu Felde ziehen.

Krieg als besonderes Gotteserleben

In Frankreich grassierte patriotischer Eifer. „Der Feind“ hatte das Land angegriffen und stand für jedermann sichtbar im Land. Auch die katholischen Bischöfe sahen in den Kampfhandlungen nicht nur einen gerechten, sondern sogar einen heiligen Krieg. Sämtliche Theologen und Kirchenleute der Kriegführenden dachten und agierten in der gleichen Weise. Die Soldaten hatten nicht nur eine Verpflichtung gegenüber dem Vaterland, sondern auch gegenüber Gott. Fanzösische Christen fragten sich aber auch, wie die schrecklichen Material- und Menschenschlachten mit dem Willen Gottes in Einklang zu bringen sind, ergänzt Greschat. Mit dem Kriegsende wurden derlei Fragen allerdings wieder geradegerückt. Der Sieg über Deutschland zeigte: Gott hatte an der Seite Frankreichs gestanden.

In Großbritannien wurde der Krieg schnell als ein totaler begriffen und auch so geführt. Kriegerische Mittel wie die Seeblockade gegen Deutschland waren in kirchlichen Kreisen keineswegs unumstritten, wurden aber damit begründet, dass sie den Krieg verkürzten. Kritiker des Krieges kamen ins Gefängnis oder ins Arbeitslager. Die Bevölkerung verachtete sie zutiefst. „Man muss leider sagen, dass all die kritischen Gruppierungen nicht wirksam gewesen sind“, betont Greschat. Vor allem auf dem Land drängten Kleriker und der CVJM (Christlicher Verein Junger Männer) junge Männer, sich freiwillig zur Armee zu melden. „Gott braucht Dich“, verkündeten englische Pfarrer. „Wer für Gott ist, der ist auch für England.“ Der Krieg habe überall wenige Auswirkungen auf die Religiosität der Menschen gehabt: „Wer als Christ in den Krieg ging, blieb es in der Regel auch. Gleiches gilt für Atheisten und Agnostiker“, sagt Greschat und kommt zu dem Ergebnis: „Mit Inbrunst begriffen sich die Kirchen und die große Mehrheit der Christen in sämtlichen kriegführenden Staaten nicht nur als Verteidiger ihres Vaterlandes, sondern der Kultur und des Christentums insgesamt. Und mit enormer Selbstverständlichkeit sahen sie dabei Gott als Kombattanten, als einen Mitstreiter im eigenen Lager. Aus der Friedensbotschaft des Evangeliums und der universalen göttlichen Liebe wurde die Verkündigung eines brutalen nationalen Götzen.“ Für den Theologen bleibt die bittere Erkenntnis, dass Christen Gott zur Kriegstreiberei instrumentalisiert haben: „Man muss aufs Ganze gesehen eine erschreckende Preisgabe der christlichen Substanz in den Voten der europäischen Kirchen während des ersten Weltkrieges konstatieren. Mit der jeweiligen Inanspruchnahme Gottes für die Politik des eigenen Landes haben die Kirchen nicht unerheblich zur Radikalisierung des Krieges beigetragen.“

christliche medien akademie

Perspektiven für Leben und Beruf

Verkündigend Schreiben
Termin: 19.-21. September 2014
Ort: Bad Blankenburg
Referent: Egmond Prill, Leiter der Christlichen Medienakademie

Kreatives Schreiben
Termin: 10.-11. Oktober 2014
Ort: Wetzlar
Referent: Steve Volke, Buchautor, Direktor von Compassion Deutschland

ABC der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Termin: 17.-18. Oktober 2014
Ort: Wetzlar
Referentin: Astrid Jaehn, Leiterin der Medienagentur zeichensetzen

Inhouse-Seminare
Wir kommen zu Ihnen: Alle unsere Seminare bieten wir auch als Inhouse-Schulungen an, ganz nach Ihrem Bedarf – kompetent, kostengünstig und unkompliziert!

Christliche Medienakademie
Steinbühlstraße 3 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 166 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
info@christliche-medienakademie.de

christliche-medienakademie.de

ISRAELREPORT

TABLET MAGAZIN

E-MAIL-NEWSLETTER

ISRAELNETZ.COM

ISRAELNETZ AUDIO

ISRAELNETZ TV

NEU AB JULI

APP

SMARTPHONE APP

www.israelnetz.com

Nachrichten aus Israel und dem Nahen Osten

Weitere Informationen:
israelnetz.com | info@israelnetz.com
Telefon +49 (64 41) 91 51 51

Fotos: SCM Hänssler

Foto: Peter Hansen

Paul Schneider im Kreis seiner Familie (links). Rechts ist er vor einer Hakenkreuzfahne zu sehen, obwohl er sich nach der Machtergreifung der Nazis früh von ihnen distanzierte. Rechts unten die Gefängniszelle, aus der heraus er predigte

Der Bekenner

Bibelverse hallen über das Außengelände des Konzentrationslagers Buchenwald, als sich die Häftlinge zum Morgenappell versammeln. Die Rufe verstummen. Mit Faustschlägen versuchen die Nazi-Schergen den Rufenden, Pfarrer Paul Schneider, einzuschüchtern. Im Juni jährt sich der Todestag des „ersten evangelischen Märtyrers“, wie ihn Dietrich Bonhoeffer nannte, zum 75. Mal. | VON JOHANNES WEIL

So spricht der Herr. Ich bin die Auferstehung und das Leben“, bekannte der „Prediger von Buchenwald“ lautstark im Konzentrationslager. Beim Fahnenappell zu Hitlers Geburtstag verweigerte er den Hitlergruß. An Ostern 1939 rief er den Häftlingen aus seiner Zelle die Osterbotschaft zu. Wichtig war ihm, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.

Theologie in der Eisenhütte

Als sich der 1897 geborene Paul Schneider mit 18 Jahren nach dem Notabitur als Freiwilliger zum Kriegsdienst meldet, will er eigentlich Arzt werden. Doch drei Jahre später beginnt er, in Gießen Evangelische Theologie zu studieren, und tritt damit in die Fußstapfen seines Vaters. Das Studium der liberalen Theologie in Gießen und Marburg bringt ihn in große innere Konflikte. Der Wechsel in das konservativere Tübingen verändert nicht nur seine Theologie, er lernt auch seine spätere Ehefrau Margarete kennen. Nach dem Zweiten Theologischen Examen arbeitet er in der Stadtmission Berlin, sammelt aber auch Erfahrungen in einer Dortmunder Eisenhütte, in der er gerne „Arbeiter unter Arbeitern“ sein möchte, wie seine Frau später in seiner Biografie schreibt.

Ende Januar 1925 wird Paul Schneider als Pfarrer in der Gemeinde seines Vaters im mittelhessischen Hochelheim ordiniert. Er tritt in dessen Fußstapfen, als dieser 1926 an den Folgen eines Schlaganfalls stirbt. Als Pfarrer erweist sich Schneider immer dann als kompromisslos, wenn die Wahrheit des Evangeliums öffentlich angegriffen wird. Bei dem, was Deutschland politisch erwartet, sollte ihm dies noch einige Schwierigkeiten bereiten.

Der Theologe merkt früh, dass die Ziele der Nationalsozialisten nicht mit den Aussagen der Bibel übereinstimmen. Als im März 1933 der neue Reichstag zusammentritt, weigert sich Schneider, gegen den Willen seines Kirchenvorstandes, die Glocken zu läu-

ten. Schneider schließt sich früh der Bekennenden Kirche an, die den Einfluss der Nazis auf die Kirche zurückdrängen wollte. Er kritisiert, dass sich anstelle des Glaubens an das „ewige Reich unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus der Glaube an das ewige Deutschland“ setze. Konflikte mit dem Presbyterium gibt es auch wegen der Zulassung zum Abendmahl. Schneider stört es, dass Menschen zum Abendmahl gehen, obwohl „Buße, Sündenerkenntnis und die Bereitschaft, sich von Christus zu beschenken lassen“, nicht vorhanden seien. Schneiders Frau Margarete hält dies schriftlich fest. Diese „billige und folgenlose Gnade“, wenn die Menschen ihre Sünden nicht bereuen, will er nicht akzeptieren. „Dieser Mensch gehört in ein Konzentrationslager und nicht auf die Kanzel“, schreibt die NSDAP-Kreisleitung über den rebellierenden Pfarrer. Der öffentliche Druck auf Paul Schneider wächst. Im Januar 1934 predigt er das letzte Mal in Mittelhessen.

Er wird in den Hunsrück versetzt, bleibt aber gegenüber dem NS-Regime geradlinig. Bei der Beerdigung eines Hitlerjungen wünscht der NS-Kreisleiter, dass der Verstorbene in den „himmlischen Sturm Horst Wessel“ eingehen werde. Schneider widerspricht: Er hoffe, dass Gott „den Jungen segnen und ihn in sein Reich aufnehmen“ möge. Sein Auftrag sei es, das Wort Gottes unverfälscht zu verkünden. Die Gemeinde geht schweigend auseinander. Schneider wird am Tag darauf erstmals in Schutzhaft genommen. Weil er auch die Schreiben der Bekennenden Kirche – etwa gegen die „rassisch-völkische Weltanschauung“ – von der Kanzel verliest, muss er später drei weitere Tage in Haft.

Eine Wahl ohne Auswahl

An den Reichstagswahlen 1936, bei denen das Volk keine Wahl hat und nur mit Ja stimmen darf, nehmen die Schneiders nicht teil. Anonyme beschmieren daraufhin das Pfarrhaus, schreibt Schneiders Frau später auf. Als zwei Männer ihre Kinder aus dem Konfirmandenunterricht abmelden wollen, um sie von einem deutsch-christlichen Pfarrer konfirmieren zu lassen, stellt sich das Presbyterium hinter Schneider. Dieser lehnt den Wunsch als nicht vertretbar ab, da es sich nicht um eine „kirchentreue“ Gemeinde handele. Die Gemeinde entzieht den Familienvätern alle kirchlichen Rechte. „Die deutsche Jugend gehört weder Adolf Hitler noch Baldur von Schirach, sondern einzig und allein Jesus Christus“, bekennt Schneider. Sein Verhalten bringt für die Nazis das Fass zum Überlaufen. Im Mai 1937 wird Schneider erneut verhaftet, weil er den ganzen Hunsrück gegen die Gestapo aufwiegele. Dieses Mal kommt er in Schutzhaft nach Koblenz. Nach der Freilassung verbietet der Staat ihm, in die Rheinprovinz, zu der seine Gemeinde gehört, zurückzukehren. Schneider beeindruckt dies nicht. Er macht sich auf den Weg nach Dickenschied zu seiner Frau und den sechs Kindern. Der Staat habe nicht das Recht, in die Kirche hineinzuregieren, begründet er in einem ausführlichen Brief.

Auf dem Weg zum Erntedank-Gottesdienst in Womrath wird Schneider wieder verhaftet. Nach wenigen Wochen im Gestapo-Gefängnis Koblenz kommt er in das neu errichtete KZ Buchenwald. Dorthin darf der Theologe noch nicht einmal seine Bibel mitnehmen. Die tägliche Arbeit im Steinbruch verkraftet er gut. Er unterstützt sogar die anderen Häftlinge bei ihrer Arbeit. Für seine morgendlichen Andachten muss er Schläge und Misshandlungen durch die Scharführer einstecken. „Er gab uns, den Ärmsten der Armen, wieder Hoffnung“, sollte ein anderer Häftling später schreiben. Folter und schwerste Misshandlungen hinterlassen bei Schneider körperliche und seelische Spuren. Trotzdem wird er nicht müde, das Evangelium aus seiner Einzelzelle heraus zu verkünden. Am Ostersonntag soll er sich trotz größter Schmerzen an den Gitterstäben seiner Zelle hochgezogen und tausenden Häftlingen auf dem Appellplatz zugerufen haben: „Kameraden, hört mich. Hier spricht Pfarrer Paul Schneider. Hier wird gefoltert und gemordet. So spricht der Herr: ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben!‘“ Weiter kommt er nicht.

Obwohl er am Ende nur noch ein Wrack ist, sind die Briefe an seine Frau, die immer seltener werden, ein Zeugnis seines Gottvertrauens. „Lieber alle Kreaturen preisgeben, denn im Geringsten wider Gottes Willen tun: Wer Gott fürchtet, der hat eine sichere Zuflucht, und seine Kinder werden auch beschirmt“, schreibt er kurz vor seinem Tod. Auch für die Zukunft wolle er der „gnädigen und wunderbaren Durchhilfe unseres Gottes“ vertrauen.

Das Presbyterium seiner Heimatgemeinde bemüht sich derweil um Schneiders Freilassung und viele beten für ihn. Mit der Hilfe kirchlicher Institutionen kann Schneider nicht rechnen. Er hätte das Konzentrationslager verlassen können, wenn er sich dem Ausweisungsbefehl aus der Rheinprovinz gebeugt hätte. Er tut es nicht, weil er Gott mehr gehorchen will als den Menschen. Der Staat will eine Versetzung Schneiders in den Wartestand herbeiführen und begründet dies mit seinem „staatsfeindlichen Verhalten“ und dem „Fehlen einer positiven und vorbehaltlosen Bejahung des heutigen Staates“.

Dazu kommt es nicht mehr: Der zuständige Lagerarzt tötet Paul Schneider am 18. Juli 1939 mit einer Überdosis Strophanthin, nur wenige Wochen vor dem Angriff der Nationalsozialisten auf Polen und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs. Seine Beerdigung in Dickenschied wird zu einer unvergesslichen Stunde der Gemeinschaft der Bekennenden Kirche. Pfarrer Johannes Schlingensiepen würdigt Schneider am Grab als Theologen, der der SS gegenüber unerschrocken den christlichen Glauben verteidigte. „Er lebte von der Gnade dessen, den er verkündigte.“ Schneider selbst hatte in Briefen an seine Frau immer wieder geschrieben: „Zugleich wollen wir uns auch das eine sagen lassen: Gott macht keine Fehler.“

Literatur/Film über Paul Schneider

- Albrecht Aichelin: Paul Schneider. Ein radikales Glaubenszeugnis gegen die Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus; Kaiser, Gütersloh 1994, ISBN 3-579-01864-7
- Claude R. Foster jr.: Paul Schneider. Seine Lebensgeschichte. Der Prediger von Buchenwald; übersetzt von Brigitte Otterpohl; Hänssler, Holzgerlingen 2001, ISBN 3-7751-3660-6
- Rudolf Wentorf: Der Fall des Pfarrers Paul Schneider. Eine biographische Dokumentation; Verlag des Neukirchener Erziehungsvereins, Neukirchen-Vluyn 1989, ISBN 3-7887-1327-5
- FILM: Sabine Steinwender, Folkert Rickers: „Ihr Massenmörder – ich klage euch an“. Pfarrer Paul Schneider (ein für Unterrichtszwecke konzipierter Film)

Nur MUT

„Du bist aber mutig." Diesen Satz höre ich immer wieder, wenn ich davon erzähle, in welchen (Krisen-)Ländern ich als Journalistin schon unterwegs war. Für mich ist es eine der schönsten Seiten meines Berufs, dass ich Menschen und Länder kennenlerne, die anderen verschlossen bleiben. Doch was heißt es, mutig zu sein? | VON IRIS VÖLLNAGEL

Foto: 6gasix, thinkstock

Kein Reporter ist davor gefeit, Situationen und Gefahren so falsch einzuschätzen, dass er sie mit dem Leben bezahlen muss. Manche haben einfach nur Pech: sind zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort. Beispiel Anja Niedringhaus, eine deutsche Fotografin, die im März in Afghanistan erschossen wurde. Ich habe sie nicht persönlich gekannt, doch Kollegen berichten, dass sie eine sehr umsichtige Person war, die sich an die kulturellen Vorschriften hielt. Zugleich hat wohl kaum eine Berufsgruppe so stark mit Vorurteilen zu kämpfen wie Reporter. Draufgänger, Haudegen, Menschen, die bereit sind, für eine gute Story über Leichen zu gehen. Hollywood lässt grüßen! Klar, die Grenze zum Übermut ist fließend.

Was also heißt Mut? Über die eigenen Grenzen gehen? Sich immer wieder neuen Herausforderungen stellen? Als Ärzte meiner Freundin Kathrin die Diagnose gaben, dass sie nur noch wenige Monate leben würde, kostete es sie ganz schön viel Mut, ihr Leben in die Hand zu nehmen. Ältere Menschen brauchen Mut, sich einzugestehen, dass eben nicht mehr alles geht. Für manche ist es ein sehr mutiger Schritt, vor den Traualtar zu treten, einem Menschen das Versprechen zu geben, ihn zu lieben und treu zu sein, bis „dass der Tod euch scheidet". Und ich kenne Menschen, die verharren lieber in einer unbefriedigenden Arbeitssituation, als den Mut aufzubringen, eine neue berufliche Herausforderung zu wagen, die möglicherweise mit einem Umzug oder weniger Gehalt verbunden ist. Ich glaube, Mut bedeutet für jeden je nach Lebenssituation etwas anderes.

Auch die Bibel berichtet von mehr oder weniger mutigen Menschen. „Sei mutig und stark! Fürchte dich nicht und hab keine Angst; denn der Herr, dein Gott, ist mit dir bei allem, was du unternimmst." (Josua 1,9) Mit diesem Zuspruch Gottes bekommt Josua, der Nachfolger von Mose, einen der wichtigsten Aufträge in der Geschichte des Volkes Israel: Er soll die Israeliten in das verheißene Land führen und dieses einnehmen. Keine leichte Aufgabe.

Dabei ist die Zusage Gottes kein Freibrief, dass Josua nun tun und lassen kann, was er will. Ich glaube, Gott konnte Josua diese Verheißung geben, weil er dessen Herz kannte. Und Josua kannte seinen Gott. Über 45 Jahre lang war er Moses Assistent, zog mit ihm durch die Wüste, kannte die Geschichte und Bestimmung seines Volkes.

Als die zwölf Kundschafter, die Mose ausgesandt hatte, das Land Kanaan zu begutachten, zurückkamen und berichteten, stellte sich Josua gegen die Mehrheitsmeinung. Er ließ sich nicht entmutigen, sondern hielt an der Zusage Gottes fest. „Wenn der Herr uns gnädig ist, so wird er uns in dies Land bringen und es uns geben, ein Land, darin Mich und Honig fließt". (4. Mose 14,8) Die Israeliten dankten ihm dieses Vertrauen keineswegs, im Gegenteil, sie wollten ihn sogar dafür steinigen.

Wie viele Reporter in Krisensituationen war auch Josua ein sehr umsichtiger Mann. Er war kein Draufgänger, der meinte, die Situation sei die Gunst der Stunde für ihn, um zu zeigen, was für ein Held er ist. Möglicherweise war Josua im tiefsten Innern voller Selbstzweifel. Werde ich die Herausforderung bestehen können? Ist es besser, zu gehen oder zu bleiben? Und was, wenn ...? Fragen, die sich auch Reporter in schwierigen Situationen stellen. Übrigens nicht nur Kriegs- und Krisenreporter. Auch Lokaljournalisten brauchen Mut. Manchmal sogar mehr, weil sie vor Ort leben und auch Jahre später noch mit den Ergebnissen ihrer Recherchen konfrontiert werden.

Josua wusste, keine Situation ist für seinen Gott zu schwer. Deshalb konnte er die ihm gestellte Aufgabe übernehmen. Josua war kein Held, dem alles gelang. Es gab durchaus Situationen, in denen er mehr auf andere als auf die Stimme Gottes hörte. Auch das berichtet die Bibel. Und doch wusste er um die Größe und Gnade seines Gottes. Dieses Vertrauen gab ihm Mut.

Iris Völlnagel lebt in Leipzig und arbeitet als Reporterin für ARD und MDR aktuell. Viele Reportagereisen führten sie nach Afrika sowie Südost- und Zentralasien. Am liebsten reist sie in den Nahen Osten.

Leserreaktionen zu pro 2/2014

pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Zu „Unsere Journalisten arbeiten gut“

Das Interview mit dem Geschäftsführer des Deutschen Presserats ist aufschlussreich auf seine Weise. Als regelmäßiger Leser deutscher Presse weiß man mittlerweile ausreichend zwischen den Zeilen zu lesen, wenn zum Beispiel mal wieder von „Jugendlichen“ die Rede ist, die in einer Gruppe etwas angestellt haben. Es gibt schon gewisse „Codewörter“, mit denen oftmals ethnische Zugehörigkeit oder Herkunft eines Täters versteckt werden. Wenn Herr Tillmanns behauptet, politische Korrektheit sei kein besonderes Kriterium bei Journalisten, erscheint dies ein wenig schöngefärbt. Die an sich gute Absicht, gewisse Gruppen nicht per se schlecht darzustellen, wird absurd, wenn der Leser gewisse Regelmäßigkeiten erkennt, aber den Eindruck gewinnt, zum Verständnis eines Problems würden wesentliche Informationen versteckt oder unterschlagen. Zudem ist die immer wieder angeführte Furcht, eine wahrheitsgemäße Nennung von Details zu Straftätern führe zu Pauschal- und Vorurteilen, schon wieder eine Unterstellung. Die allermeisten Leute werden durchaus in der Lage sein, differenziert zu urteilen. Deshalb sollten Medienschaffende ihrem Publikum doch etwas mehr Urteilsvermögen zutrauen und mehr Wahrheit zumuten.

Claus Michael Schmidt, Dillenburg

Zu „Urteil auf den ersten Blick“

Natürlich, die pro befasst sich mit den Medien. Der Artikel folgt aber durchweg dem von der Politik eingeführten Gedanken, man müsse sich um die Integration von Ausländern aller Art – seien es Flüchtlinge oder Türken mit deutschem Pass – bemühen. Das ist falsch. Richtig ist, dass die Ausländer selbst es sind, die sich in die Gesellschaft, in der sie leben, integrieren müssen. Dass das sehr häufig nicht der Fall ist, im türkisch-muslimischen Umfeld ganz besonders wenig, wird nicht einmal angesprochen, sodass der unzutreffende Eindruck entsteht, die Medien seien an allem schuld, weil etwa das muslimische Leben in den Medien nicht stattfinde. Warum wohl? Weil das von dortiger Seite unerwünscht ist.
Es wird angesprochen, dass Gerichtsshows dann so beliebt seien, wenn Ausländer als Straftäter, meist Gewaltkriminelle, dargestellt werden. Was mag die Ursache sein? Nein, nicht die mediale Darreichung, sondern das tatsächliche Erleben der jungen Zuschauer ist der Grund, warum dafür ein hohes Interesse besteht.
Schließlich: Es wird die „Plinke“, ein außerschulisches Hortangebot der Landeskirche für Kinder mit Migrationshintergrund, genannt. Warum wird nicht über die vielen eigenen Integrationsprojekte von Migranten berichtet? Die Antwort ist einfach: Weil es sie nicht gibt.

Daniel Kötz, Düsseldorf

Zu „Bildungsplan soll überarbeitet werden“

Es ist schon erstaunlich, wie naiv Evangelikale sind! Nur elf Tage nach dem Gespräch mit den pietistischen Vertretern hat der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann den LSBTTIQ-Gruppen (also den Vertretern für lesbische, schwule, bisexuelle, transsexuelle, transgender, intersexuelle und queere Menschen) persönlich zugesichert, sich weiterhin für ihre Interessen einzusetzen. Zur Erinnerung: Von genau diesen Lobbyorganisationen hat die grün-rote Landesregierung fast wörtlich die Ziele für den Bildungsplan übernommen. Von diesen Zielen wird aber nichts zurückgenommen! Der Kultusminister Andreas Stoch (SPD) erklärte stattdessen, dass noch zusätzlich die „Toleranz“ gegenüber Religion und Herkunft aufgenommen werden soll. Dem stimmen die Homosexuellenverbände hundertprozentig zu. Auch die linksalternative Tageszeitung taz ist begeistert und lobt dies sogar als „klugen Schachzug, der alle zufriedenstellen soll“. Wenn also überhaupt irgendjemand eingeknickt ist, dann die traditionell harmoniebedürftigen Evangelikalen!

Rüdiger Meinhardt, München

Zu „Alles Hase, oder was?“

Dass Sie davon ausgehen, in den neuen Medien fündig (auf der Suche nach der Osterbotschaft, Anm. d. Red.) zu werden, zeigt doch unser gnadenloses Konsumverhalten. Einfach mal kurz reinklicken und sich halbschwanger informieren. Typisch für diese Zeit.
Dass das Fest der Auferstehung medial unterbelichtet ist, finde ich persönlich gar nicht so schlecht. In Wirklichkeit gibt es nur eine menschliche Form der Weiterverbreitung und das ist begeisterte Nachfolge und andere Menschen persönlich miteinzubeziehen. So wurde uns das von Jesus vorgelebt und wir wurden von ihm ausgesandt dasselbe zu tun. Seit 2.000 Jahren das gleiche. Eigentlich müssten wir das aus dem Effeff beherrschen!
Reale Begegnungen und Beziehungen bringen Veränderung. Sonst nichts! Ich glaube, das hat Gott von Anfang an so gewollt. Und wir Schlauberger meinen, eine Einschaltquote und Trefferhäufigkeit würde auch nur im Geringsten etwas über das Verstehen der Osterbotschaft und den Lebenswandel aussagen.

Norbert Denzel, Neckargemünd

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Johannes Weil.

Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbriefe@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 57

Sekten, Sumpf und Serienkiller

Detective Rust Cohle (Matthew McConaughey) versteht nicht, warum Menschen an die Bibel glauben

In „True Detective“ muss Oscar-Preisträger Matthew McConaughey den Mord an einer Prostituierten aufklären. Eigentliches Thema der düsteren Krimiserie ist aber die packende Auseinandersetzung unterschiedlicher Weltanschauungen – Christentum und Nihilismus. | VON MORITZ BRECKNER

Eine Zeltevangelisation in Lousiana. Gospelmusik erklingt, der Prediger auf der Bühne spricht von den offenen Armen Jesu. Detective Rust Cohle (Matthew McConaughey) steht in der letzten Reihe und murmelt abschätzig: „Wie hoch kann der IQ dieser Leute sein?“ Sein Partner Marty Hart (Woody Harrelson) erwidert: „Kannst du von deinem hohen Ross bis Texas gucken? Was weißt du schon über diese Menschen?“ Das Gespräch, das sich zu einem philosophischen Diskurs über das Für und Wider des Glaubens entwickelt, manifestiert das Setting der Krimiserie „True Detective“. In ihr versuchen Cohle und

Hart den Mord an einer jungen Prostituierten aufzuklären. Die Ermittlungen, die das Duo zu einem Wanderprediger und einer Kirchenruine führen, bilden zwar den roten Faden der achtteiligen Erfolgsserie aus den USA, viel spannender aber sind die gegensätzlichen Weltanschauungen, die in langen Dialogen aufeinandertreffen. In Deutschland dürfte die Serie schon bald im Free-TV laufen.

Cohle, ein versoffener Nihilist, ist von der Sinnlosigkeit des Lebens überzeugt – und denkt doch täglich darüber nach. Hart ist das, was man wohl einen Kultur- oder Namenschristen nennen würde: Er ist in einem christlichen Umfeld sozialisiert und der Glaube an Gott und Vaterland ist für ihn ebenso selbstverständlich wie der sonntägliche Kirchgang. Von einer persönlichen Beziehung zu Gott scheint der Cop aber weit entfernt – schon in der zweiten Folge betrügt er seine Frau Maggie, einer von vielen Fehltritten, die ihn letzten Endes seine Familie kosten werden. Cohles düstere Gedankenwelt überfordert Hart: „Das behältst du besser für dich", entgegnet er, als Cohle sinniert: „Dieser Ort ist wie jemandes Erinnerung an eine Stadt, und die Erinnerung schwindet allmählich. Die Menschen hier draußen wissen nicht einmal, dass noch eine andere Welt existiert." Mit diesen Sätzen beschreibt Cohle in der ersten Folge brillant die Szenerie, in der sich die düstere Handlung erstreckt: die Sümpfe Louisianas, verlassene Gebäude, alte Fabriken. Wohnwagensiedlungen, billige Kneipen, heruntergekommene Puffs. Der großartige Vorspann, die Musik und meisterhafte Kameraführung ziehen den Zuschauer in die Atmosphäre hinein, lassen ihn die Hitze spüren und das nasse Gras riechen. Die Haupthandlung, erzählt in Rückblenden, ereignet sich im Jahr 1995. Die Autos und Computer im von Zigarettenqualm vernebelten Bild könnten auch zehn oder zwanzig Jahre älter sein, das Jahrzehnt spielt keine Rolle. Die Kirche und der Glaube sind in der Serie allgegenwärtig, wie könnte es anders sein in einem Südstaaten-Krimi. Cohle vernimmt einen reichen Prediger, dessen konfessionelle Ausbildungsstätten irgendwie mit dem Mordfall zusammenhängen könnten. Reverend Billy Lee Tuttle ist klischeehaft gezeichnet und sieht aus wie Jerry Falwell, einer der einflussreichsten US-Evangelikalen des 20. Jahrhunderts – wuchtige Gestalt, dicke goldene Armbanduhr, mächtige Freunde in der Politik, die ihre schützende Hand über ihn und sein Missionswerk halten. Dass er Cohle mit „Sohn" anredet, scheint die Distanz zwischen beiden nur zu vergrößern.

Für Marty Hart (Woody Harrelson) sind Cohles Ansichten beängstigend

Maggie (Michelle Monaghan) wird von ihrem Mann hintergangen – und zahlt es ihm mit gleicher Münze heim

„Schmerzgrenze der Fernsehunterhaltung"

Die Erzählweise von „True Detective" ist sehr, sehr langsam, und der Zuschauer muss schon den Willen mitbringen, die achtteilige Reihe mehr als Kunstwerk denn als actiongeladene Fernsehunterhaltung zu verstehen. Wer dranbleibt, wird mit einem dramatischen Finale belohnt. Weitere Folgen mit Cohle und Hart wird es nicht geben: „True Detective" ist ein Miniserien-Format, bei dem jede Staffel ihre eigene Besetzung und eine abgeschlossene Handlung aufweist. In Deutschland lief die erste Staffel im April auf Sky Atlantic, eine baldige Ausstrahlung im Free-TV gilt angesichts der hochrangigen Besetzung und begeisterten Kritiken als sicher. Die Wochenzeitung Die Zeit spricht von einer „großartigen Erzählung" und einem „Glücksfall". Das Magazin Der Spiegel nennt „True Detective" ein „bösartiges Meisterwerk", „oft nah an der Schmerzgrenze dessen, was man noch als Fernsehunterhaltung zu akzeptieren bereit ist". Das Fachportal serienjunkies.de lobt besonders die Bildsprache von Regisseur Cary Fukunaga, die es schaffe, die kontemplative und beinahe meditative Studie menschlicher Verhaltensweisen perfekt zu unterstreichen.

So spannend „True Detective" gerade aus christlicher Sicht sein mag, sei darauf hingewiesen, dass sich der Zuschauer auf viele Flüche und nackte Brüste vorbereiten sollte. Die Serie ist keine christliche Produktion, aber ein Gesamtkunstwerk der modernen Erzählung, das noch für Jahre aus der TV-Landschaft hervorstechen wird.

Warum er denn ein Kreuz in seiner Wohnung habe, obwohl er kein Christ sei, wird Cohle von Hart bei ihrem ersten Gespräch über den Glauben gefragt. „Das ist für mich eine Art Meditation", antwortet er. „Ich denke über diese Idee aus dem Garten Gethsemane nach, wie man seine eigene Kreuzigung erlauben kann." Die Faszination, die das Christentum auch auf ideologisch weit entfernte Menschen ausübt, ist die spannendste Erkenntnis von „True Detective".

Fotos: Sky Deutschland/HBO | Milanares, thinkstock

WO DIE WILDEN KERLE WOHNEN

Familie Robertson auf einem Werbefoto des Senders A&E – in den USA verkaufen sich damit Tassen und T-Shirts

Fotos: polyband Media | inxti, thinkstock

Die skurrile Reality-Show „Duck Dynasty“ über eine christliche Familie, die Enten jagt, ist ein internationaler Erfolg. Nun erscheint das Buch des Patriarchen, Phil Robertson, auf deutsch. Ein Glaubensbekenntnis voller Testosteron – und stramm rechtem Gedankengut. | VON MORITZ BRECKNER

Wie konnte dieser Irrsinn nur so erfolgreich werden? Diese Frage drängt sich nach dem ersten Eindruck, den die Robertsons machen, auf. Millionen Fernsehzuschauer in aller Welt schalten trotz oder gerade wegen des kuriosen Charmes der Familie seit fünf Staffeln bei „Duck Dynasty“ ein. Die Reality-Doku ist in Deutschland unter anderem auf ProSieben Maxx zu sehen. Gezeigt werden die Jagd-Abenteuer von Patriarch Phil und seinen vier Söhnen, allesamt bärtige Rednecks, wie sie sich selbst nennen, und damit ihre Zugehörigkeit zur Arbeiterschicht von Lousiana betonen. Mit der Produktion von Entenlockpfeifen wurden die einst armen Familienunternehmer zu Millionären – eine Geschichte, wie sie besonders das amerikanische Publikum liebt.

Christen in den USA sind auch deswegen von der Sendung begeistert, weil sich die Robertsons zum Glauben an Jesus Christus bekennen – in vielen Folgen wird über Gott gesprochen oder das Tischgebet gezeigt. Als Robertson senior 2013 in einem Interview Homosexualität als Sünde bezeichnete, wurde er vom Sender A&E kurzzeitig suspendiert.

Über den Aufbau seines Imperiums und seine Bekehrung zum Christentum hat Robertson ein Buch geschrieben, das im August im Hänssler-Verlag auf Deutsch erscheint. In „Happy, happy, happy“ gibt Robertson Tipps, die ihm im Leben geholfen haben. Seine Ausführungen klingen in den ersten Kapiteln wie ein Besuch bei Oma und Opa: Wir hatten damals ja keinen Gefrierschrank! Eine Kinokarte kostete damals nur zehn Cent! Die Kids von heute schreiben ständig SMS! Was ist nur aus unserem Land geworden? Unterhaltsamer wird es, wenn Robertson über den Aufbau seiner Firma spricht, und am interessantesten sind die Abschnitte über sein Glaubensleben. Mit 28 Jahren lebte er vorübergehend getrennt von Frau und Kindern, betrank sich und experimentierte mit Drogen. Auf Drängen seiner Familie traf er sich mit einem Pfarrer, ließ sich überzeugen die Bibel zu studieren und sich taufen zu lassen. „Ich ging mehrmals pro Woche zu Gottesdiensten und verbrachte die anderen fünf Tage der Woche damit, Gottes Wort mit Freunden oder allein zu studieren.“ Ganz oder gar nicht eben. Robertson nutzt bis heute seine zahlreichen öffentliche Auftritte, um das Evangelium zu predigen. Am Flussufer in seinem Garten tauft er regelmäßig neue Gläubige, im Vorgarten hat er schon zwölf Paare getraut – nach amerikanischem Recht ist das auch Normalbürgern möglich.

Landlust auf Speed

Lang und breit geht es im Buch auch über das Glück des einfachen Lebens auf dem Land – von selbst eingelegtem Obst bis hin zum Rupfen von Hühnern. Ob die deutschsprachige „Landlust“-Zielgruppe, die bei Manufactum Heugabeln kauft, mit „Happy, happy, happy“ glücklich wird, darf dennoch bezweifelt werden. Recht unsentimental stellt der Autor fest: „Es macht mich einfach glücklich, hinauszugehen und einer Ente den Kopf wegzupusten.“ Das Töten von Tieren habe Gott erlaubt, und natürlich sollten Kinder bereits das Schießen lernen.

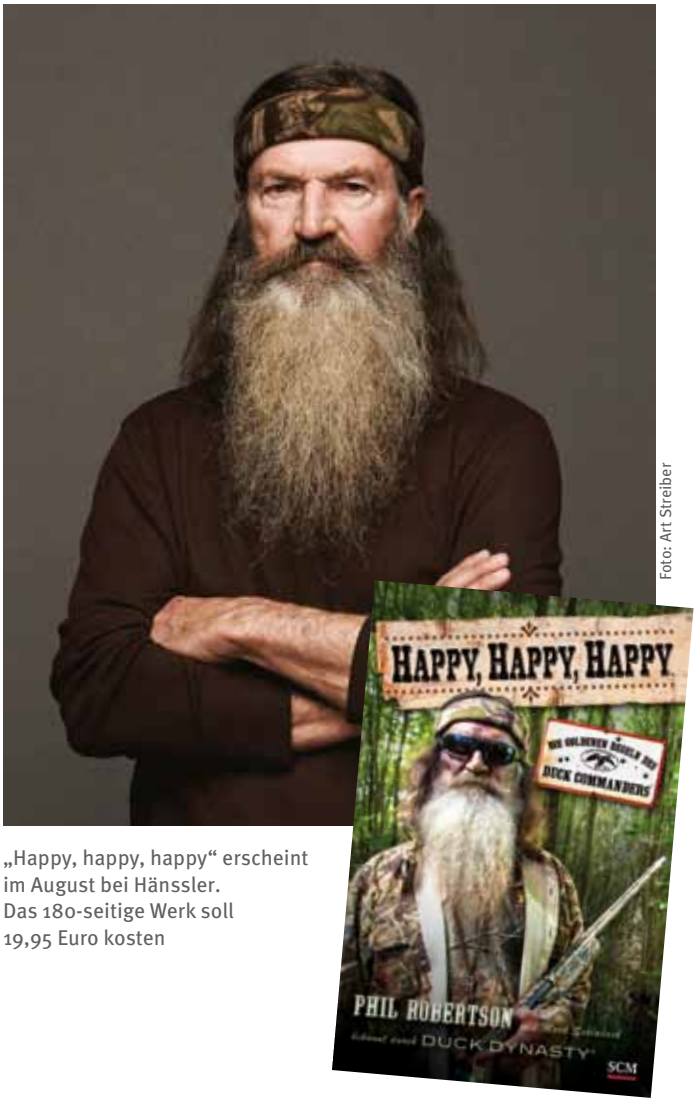


Foto: Art Streiber

„Happy, happy, happy“ erscheint im August bei Hänssler. Das 180-seitige Werk soll 19,95 Euro kosten

Auch bei politischen Aussagen nimmt Robertson kein Blatt vor den Mund und dürfte damit nicht jeden Leser begeistern: „Heute sagt unsere Regierung, dass die Demokratie gedeihen wird, wenn man von denen wegnimmt, die bereit sind zu arbeiten, und es denen gibt, die dies nicht sind“, stellt er fest. „Ich muss mehr Steuern zahlen, damit die Leute, die nicht arbeiten wollen, alles umsonst bekommen? Das ist Unsinn.“ Die von Barack Obama eingeführte allgemeine Krankenversicherung lehnt Robertson ab, weil er über den Weg der Versicherungen gezwungen wird, Abtreibungen mitzufinanzieren. Über Krankheiten wie AIDS und Syphilis schreibt er wenig sensibel: „Wie nennt man das? Man nennt das die Folge von Ungehorsam gegenüber Gott, dem Allmächtigen.“

Alles in allem ist das, was der bärtige Südstaatler zum Besten gibt, harter Tobak, der zahlreiche Vorurteile über die amerikanische Landbevölkerung bestätigt. Das kann man durchaus auch sympathisch finden. Ob „Duck Dynasty“ den richtigen Ton für Christen in Deutschland trifft, ist aber mehr als fraglich.

Cartoonist Stephan Rürup in der Grafikabteilung des Titanic-Magazins. Hier entstanden Satirebeiträge, die selbst den Vatikan erzürnten

Wir gegen die da oben

Das Satiremagazin Titanic spottet seit Jahrzehnten, gerne auch über Christen. Warum eigentlich? Ein Besuch in der Titanic-Redaktion. | VON NICOLAI FRANZ

Der Titanic-Satiriker Tom Hintner empört sich, lacht aber trotzdem: „Die Kirche ist der Teufel persönlich!“ Sie sei gegen Frauen und Homosexuelle, ungehorsame Menschen würden für böse erklärt. Hintner kommt aus einem katholisch geprägten Dorf in Franken. Mit „die Kirche“ meint er deshalb vor allem die katholische. Jetzt sitzt er in der Grafikabteilung der Titanic-Redaktion in Frankfurt und erinnert sich an seine Erfahrungen mit Christen. „Da galt man ja als besessen, wenn man sonntags nicht in die Kirche gegangen ist“, sagt er. Hintner schüttelt ungläubig grinsend den Kopf. Der Kirche gehe es vor allem „um Macht und Geld“, nicht um Glauben. Hier, in der Titanic-Zentrale, fühlt man sich als Underdog, als Dorn im Fleisch der Mächtigen, die den Hohn verdient haben. Freundlich, intellektuell, tendenziell links und kirchenkritisch sind sie, die Titanic-Mitarbeiter. Die Stimmung ist heiter. Tom Hintner lädt den Gast zum Bier, um drei Uhr nachmittags. Sein Kollege Stephan Rürup konnte ihn mal wieder nicht davon abhalten.

Rürup ist Cartoonist. Er hatte die Idee für das umstrittene Titanic-Titelbild vom April 2010, das einen katholischen Geistlichen in zweideutiger Pose vor einem am Kreuz hängenden Jesus zeigt, dessen Kopf rot angelaufen ist: „Kirche heute“.

„Wir besudeln nicht das Kreuz“

Christen protestierten – ohne Erfolg. Bei der Staatsanwaltschaft Frankfurt gingen zwar 18 Klagen wegen „Volksverhetzung“ und der „Beschimpfung von Bekenntnissen“ ein, ein Strafverfahren wurde aber nicht eingeleitet. Das Titelbild bewege sich im Rahmen der Meinungsfreiheit. Diese Einschätzung teilte auch der Presserat und verzichtete auf eine Rüge. Zwar sollen laut Pressekodex „religiöse, weltanschauliche oder sittliche Überzeugungen“ nicht geschmäht werden. Allerdings würden hier keine Überzeugungen, sondern eine Institution verhöhnt. Viele Christen sahen das offenbar anders. 198 Beschwerden waren beim Presserat eingegangen. Einige empörte Anrufe zeichneten die Titanic-Redakteure auf und veröffentlichten sie auf YouTube.

Rürup kann die Aufregung der Christen nicht nachvollziehen. Viele hätten das Cover schlicht nicht verstanden. „Uns wurde vorgeworfen, wir würden das Kreuz besudeln“, sagt der Karikaturist mit dem vierzopfigen Bart. Auf dem umstrittenen Cover vergehe sich ein Priester an einem „hilflosen, ans Kreuz geschlagenen Wesen“. Im Fokus der Kritik stünden Geistliche, die schutzlose Kinder sexuell missbrauchten: „Kirche heute“ – nach Ansicht der Titanic. „Wer so etwas tut, der besudelt das Kreuz, nicht wir“, sagt Rürup. Wütende Briefe hätten die Redaktion erreicht, einige davon hängen zur allgemeinen Belustigung am Schwarzen Brett im Flur. „Einer wünschte sich, dass die ganze Redaktion mit Gülle vollgepumpt wird – mit uns drin natürlich“, sagt Rürup.

Und die Muslime?

Die Titanic hat mittlerweile Erfahrung mit religionskritischen Inhalten, die meist gegen die Sexualmoral der katholischen Kirche schießen. Im Juli 2012 veröffentlichte das Blatt ein Foto von Papst Benedikt mit einer gelb befleckten Soutane und verkündete: „Halleluja im Vatikan: Die undichte Stelle ist gefunden“. Damit spielten die Satiriker auf die Vatileaks-Affäre an, bei der vertrauliche Dokumente des Vatikans an die Öffentlichkeit gelangten – und auf einen angeblich inkontinenten Papst, der die Lage nicht mehr unter Kontrolle habe. Der fühlte sich in seiner Würde verletzt, erhob Klage – und nahm sie überraschend zurück. Im März 2013 titelte das Spottblatt „Endlich Sex!“ und zeigte Benedikt mit seinem Privatsekretär, Georg Gänswein. Immer führten die Bilder zu einer enormen Medienpräsenz.

Und zu erbosten Briefen von Christen. Die meisten klagten, wehrlose Christen könne man ja verspotten, aber mit Muslimen würde man sich so etwas nicht trauen. Doch das stimmt nicht. Von großem Medien-Buhei begleitet titelte das Magazin im Oktober 2012: „Auch das noch: Bettina Wulff dreht Mohammed-Film!“ Zu sehen war die ehemalige First Lady, die von einem Araber angefasst wird. Doch der große Protest von Muslimen blieb aus. Ebenso wie bei einem geplanten „Mohammed-Ähnlichkeitswettbewerb“, der dann vom Gastgeber, dem Museum für komische Kunst Caricatura, wegen Sicherheitsbedenken abgesagt wurde.

„Die haben nicht mehr alle Kerzen auf dem Christbaum“

Trotz der Proteste von Christen habe die Kirche den Spott verdient, findet der Karikaturist Rürup. Eigentlich hat er nichts ge-

Fotos: pro

War „schon ein bisschen enttäuscht“, als Papst Benedikt zurücktrat: Titanic-Chefredakteur Tim Wolff hat ein Satire-Ziel weniger

gen den Glauben. Den Einsatz für Nächstenliebe und soziale Strukturen findet er gut. Der christliche Glaube stehe doch für Werte, „die über das Materielle hinausgehen“. Er selbst ist Mitglied der evangelischen Kirche, auch wenn er seine zwei Töchter „frei“ aufwachsen lassen wolle. Papst Franziskus sei eher nicht das Ziel des Spottes, der wolle nämlich neue Werte. Und einfach seinen Glauben leben. „Da hegt man schon Sympathien“, kommt es Rürup über die Lippen.

Dennoch stehe die katholische Kirche für „Macht und Unterdrückung“, zum Beispiel bei der Rolle der Frau. „Die sollten die Sache mit der Rippe in den nächsten Jahrhunderten mal überdenken“, sagt der Karikaturist. „Die haben nicht mehr alle Kerzen auf dem Christbaum.“

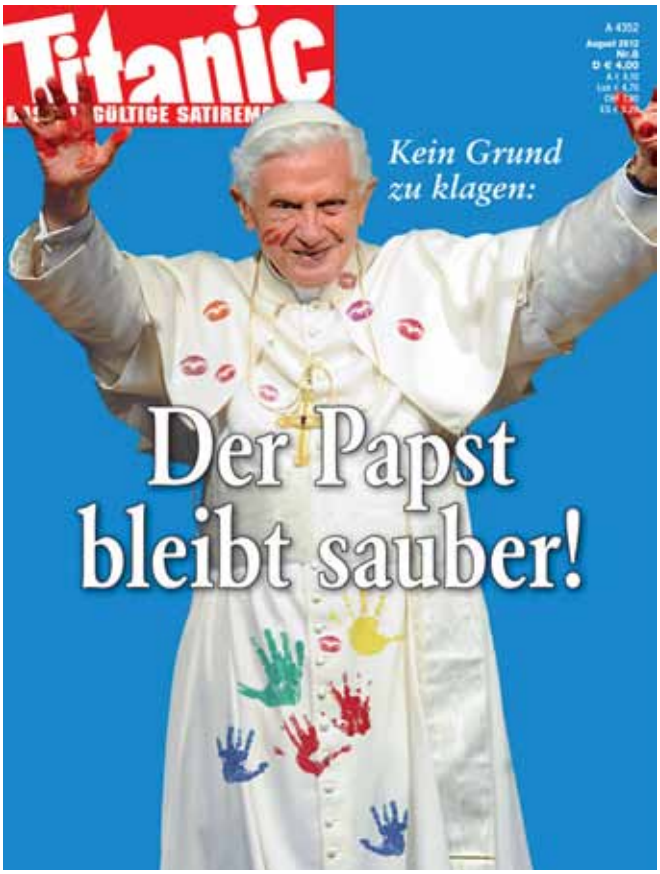


Foto: Titanic

„Kein Grund zu klagen“ – zuvor hatte der Papst seine Klage gegen ein Cover zurückgezogen, auf dem er als inkontinent verspottet worden war

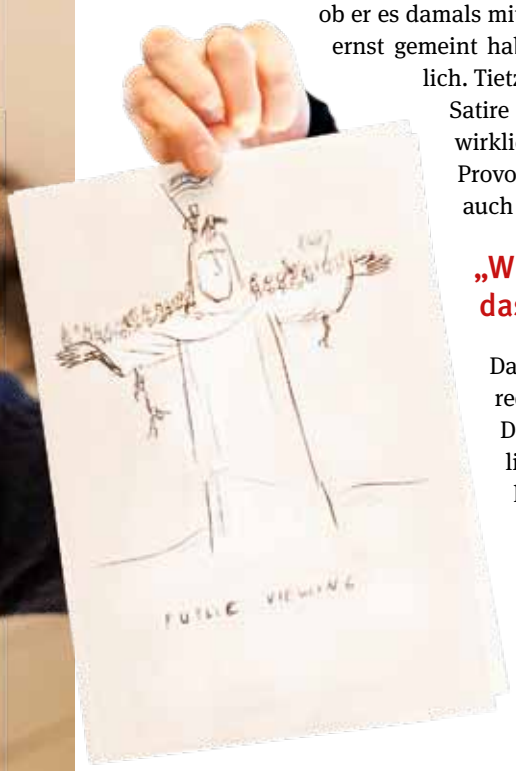
Foto: pro

Fußball als Religion: Public Viewing auf der Cristo-Redentor-Statue in Rio de Janeiro

Vom frommen Siegerland zum Satire-Magazin

Einen Raum weiter hängt auf der einen Seite eine AC/DC-Fahne, auf der anderen steht eine Kerze mit der Aufschrift „Kath. Pfarrgemeinde St. Aegidien Heilbad Heiligenstadt". Mark-Stefan Tietze, bei der Titanic für die „Briefe an die Leser" zuständig, hat sie aus der Kirche. „Ich fand die Idee einfach nett, dass man was spendet und dafür eine Kerze bekommt", sagt Tietze lachend. Tietze lacht eigentlich die ganze Zeit, egal, ob das Thema ernst oder lustig ist. An seinem linken Ohr blitzen zwei silberne Ohrringe, er trägt ein knall-orangefarbenes Tuch zur schwarzen Lederjacke. Tietze zieht das Teelicht am Docht nach oben. Ein bisschen enttäuscht war er schon. Nur das obere Viertel der Kerze ist mit Paraffin gefüllt, der Rest ist Luft. Zu viel versprochen.

Tietze kommt aus dem frommen Siegerland, wo es viele Freikirchen gibt, er kennt den Stallgeruch. „Die größte Karnevalsveranstaltung in Siegen war immer die Anti-Karnevalsveranstaltung der Freikirchen in der Siegerlandhalle", erinnert er sich. Manche seiner Verwandten seien in freikirchlichen Gemeinden aktiv. Beim Abitreffen schätze er die offene Diskussionskultur seiner ehemaligen Mitschüler, von denen einige kirchlich engagiert seien. Cousinen von ihm hätten sogar in christlichen Bands gespielt. Als er konfirmiert wurde, habe er das als bewusste Entscheidung erlebt. „In der Woche darauf wollte ich dann zum Abendmahl gehen." Daraus wurde aber nichts, vielleicht weil er lieber mit seinen Konfirmationsgeschenken spielte. Später habe er sich gefragt, ob er es damals mit dem Glauben wirklich ernst gemeint habe. Er wirkt nachdenklich. Tietze findet, Glaube müsse Satire aushalten. Wenn man wirklich glaube, könnten die Provokationen dem Glauben auch nichts anhaben.



„Wir wollen nicht, dass jemand weint"

Das sieht auch der Chefredakteur, Tim Wolff, so. Die, die sich in ihren religiösen Gefühlen verletzt sähen, begriffen die Satire oft einfach nicht. Ob man sich dabei nicht oft intellektuell überlegen fühlt? „Klar." In der Tat wirkt Satire oft wie das letzte Mittel einer sich überlegen fühlenden Elite, die die Positionen ihrer Gegner einfach nicht mehr ernst nehmen kann. „Je einflussreicher und mächtiger, desto eher ist der Spott verdient. Wir sehen uns hier traditionell als das kleine Gegengewicht zu den großen Idioten dieser Welt." Wolff sitzt an seinem Schreibtisch. Sein Büro ist voll mit Artefakten aus dem Satire-Alltag. Neben ihm auf dem Boden liegt ein Teppich mit dem Antlitz Gaddafis, an der Wand hängt ein Foto von Tim Wolff als Stalin. Und eine Peitsche – „für meine Redakteure".

Geschmacklos dürfe Satire ruhig sein, meint Wolff. „Wir nehmen in Kauf, dass Leute uns missverstehen." Aber natürlich habe Satire auch Grenzen, allein schon juristisch. Im Gegensatz zu TV-total-Moderator Stefan Raab wolle die Titanic sich nicht über Menschen lustig machen, die zufällig im Fernsehen gelandet sind. Da werde jemand Spott ausgesetzt, der damit überhaupt nicht umgehen kann. „Satire soll von unten nach oben zielen und nicht umgekehrt", sagt Wolff.

Leichter gesagt als getan. Manche Christen vermuten die Starken wohl eher nicht auf den Kirchenbänken, sondern in der Frankfurter Titanic-Zentrale. Einmal habe man sich in der Rubrik „Briefe an die Leser" über das schriftliche Zitat eines Absolventen einer Elite-Universtität lustig gemacht, das mit Rechtschreibfehlern übersät war, erzählt Wolff. Dann geschah etwas, das die Titanic nicht häufig erlebt. Zunächst beschwerten sich die Freunde des Betroffenen, dann rief der Elite-Absolvent selbst an – und brach in Tränen aus. Er sei Legastheniker, daher auch die Fehler. Um die berufliche Zukunft des Betroffenen nicht zu zerstören, nahm die Titanic den Beitrag von der Website.

Empörte Leserbriefe sei man ja gewöhnt, sagt Wolff. „Aber wenn jemand weint – das ist dann eine Reaktion, die man eigentlich nicht hervorrufen will." Der Titanic-Chefredakteur schiebt nach: „Wir wollen uns doch mit den Starken anlegen."

prost!

Patricia Kelly

Patricia Kelly füllte in den 90er Jahren mit der Kelly Family ganze Stadien. Heute singt die 44-Jährige solo über den Glauben – und hat jüngst ihre Biografie veröffentlicht.

Foto: pro

Die pro-Redaktion trifft sich für jede Ausgabe mit einem Prominenten zu einem Getränk. Patricia Kelly, einst Mitglied der Kelly Family, gibt bei einem Schwarzen Tee Erziehungstipps. | **DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ**

pro: Patricia, was möchten Sie trinken?
Patricia Kelly: Ich trinke gerne Schwarzen Tee mit einem Schuss Milch und braunem Zucker. Das hat wohl mit meiner irischen Herkunft zu tun. Kaffee ist gar nicht meins.

Wenn wir schon beim Essen und Trinken sind: Gab es bei der Kelly Family eigentlich ein Tischgebet?
Nein. Aber wir sind eine gläubige Familie.

Wie wurde der Glaube bei der Kelly Family gelebt?
Das kam aus dem Herzen. Mein Vater und meine Mutter haben sehr viel über ihren Glauben gesprochen, wenn es im Leben schwierig wurde. Als meine Mutter im Sterben lag, war es ihnen sehr wichtig, dass ein Priester kommt, ihr die letzte Beichte abnimmt und sie segnet. Es gab auch gewisse Rituale. Wir sind als Kinder zur Messe gegangen. Meine Mutter betete den Rosenkranz. Unser Vater schätzte gläubige Menschen sehr. Aber wir haben wenig darüber gesprochen. Das alles geschah eher im Stillen.

Sie haben selbst zwei Kinder. Beten Sie mit Ihrer Familie?
Ja. Wir beten immer vor dem Essen. Auch ich alleine mache das, sogar bei Geschäftstreffen. Es gibt bei uns auch ein Familiengebet vor dem Schlafengehen. Da schließt jeder die Augen und sagt Gott, was ihm auf dem Herzen liegt. Wir gehen jeden Sonntag zur Kirche. Zur Osterzeit fahren wir nach Frankreich und machen dort Besinnungstage in einem Kloster mit. Natürlich so, dass die Kinder sich nicht langweilen oder überfordert sind. Mir ist es wichtig, dass sie den Glauben miterleben. Als ich 2010 an Brustkrebs erkrankte, hat er mir geholfen wie nichts anderes auf der Welt. Ich wünsche mir, dass der Glaube auch meinen Kindern hilft. Als sie geboren wurden, hatte ich nur eine Bitte an Gott: Bleib für immer in ihren Herzen.

Ist Christsein eine Erziehungsfrage?
Ich denke, dass Glaube ein Geschenk Gottes ist und eine Gnadengabe. Dennoch kann man ihn kultivieren. Wenn ich mir keine Zeit für meinen Glauben nehme, dann wird er schwächer. Das habe ich selbst erlebt. Als ich 15 oder 16 Jahre alt war, habe ich mich sehr mit dem Glauben beschäftigt. Dann habe ich mich jahrelang nicht darum gekümmert und plötzlich war er nicht mehr präsent, auch wenn ich immer gläubig war. Gott war mir nicht mehr nah. Man muss sich Zeit für Gott nehmen. Da helfen auch Rituale. Und die kann ich meinen Kindern weitergeben. Wenn die Wurzeln stark sind, übersteht man auch leichter Krisen.

Sie waren zu Hause zu vierzehnt. Sie selbst haben zwei Kinder. Was finden Sie schöner: Großfamilie oder Vater-Mutter-Kind?
Die Großfamilie. Ganz eindeutig. Ich wollte auch immer viele Kinder haben, aber Gott wollte es nicht so. Ich bin sehr dankbar für meine beiden Kinder. Aber ich vermisse die Großfamilie und meine Geschwister um mich. Da ist immer jemand da für dich, man wird unterstützt, kann sich auf die Familie verlassen. Und es kann ganz schön lustig sein. Ich mochte die Atmosphäre bei der Kelly Family. Außerdem hat sie mich gelehrt, dass ich teilen muss und nicht alleine auf der Welt bin.

Gab es auch Nachteile?
Ja, die eigenen Wünsche geraten natürlich schneller in den Hintergrund. Man muss auch mal für seine Bedürfnisse und seine Individualität kämpfen. Das habe ich auch.

Sie sind die sechst-älteste der Kelly-Nachkommen. Wir nehmen also mal an, dass Sie Erfahrung im Babysitten haben – geben Sie unseren Lesern mal einen Tipp. Wie bringt man Kinder am schnellsten zum Schlafen?
Nun ja, wenn ich mit meinen Kindern anfange zu beten, gähnen sie schon los, weil sie wissen: Jetzt ist Schlafenszeit. Wir zünden aber auch eine Kerze an und ich lasse gregorianische Gesänge laufen. Außerdem massiere ich meinen Kindern die Füße und den Rücken.

Singen Sie Ihren Kindern auch geistliche Lieder vor?
Immer mal wieder, aber nicht sehr oft. Ich singe gerne das Lied „Guten Abend, gute Nacht“. Meine Kinder mögen es, in der Kirche zu singen. Deshalb stimmen wir manchmal einfach so zu Hause Kirchenlieder an.

Haben Sie ein liebstes Kirchenlied?
Kein bestimmtes. Wobei: Amazing Grace ist natürlich der Klassiker, und ich mag es wirklich sehr.

Vielen Dank für das Gespräch!

Foto: pro

„Ein Bass, zwei Brüder, drei Lehrer, vier Fußballfans, fünf Stimmen aus'm Ruhrpott" und dazu noch gut befreundet: So stellen sich die Sänger von Wireless in einem ihrer Titel selbst vor

Fünf Stimmen für ein „Lobe den Herren"

Die Band Wireless braucht für ihre Musik keine Instrumente. Die fünf jungen Männer aus dem Ruhrgebiet singen – auch das Schlagzeug imitieren sie mit ihren Stimmen. In der Kirche fühlen sie sich zu Hause, eine christliche Band wollen sie aber nicht sein. | VON JONATHAN STEINERT

Ein satter Bass füllt die Kirche, Percussion, die weit vielseitiger ist als Trommeln und Hi-Hat, groovt den Rhythmus dazu. Darüber erheben sich Melodie und Begleitstimmen. Instrumente brauchen die fünf Musiker der A-Cappella-Band Wireless nicht, nur Mikros, Boxen, Mischpult und eine Stimmpfeife, um die Töne anzugeben. So ausgerüstet sind die Sänger klanglich äußerst flexibel.

Dabei hat alles mit drei Posaunen angefangen: Andi, mit 31 Jahren der älteste im Bunde, und die Brüder Finn-Ole, kurz Finno, und Sönke sind Blechbläser und musizieren in verschiedenen Ensembles zusammen. Irgendwann fingen sie an, ihre Stücke dreistimmig zu singen. Über die Kirchengemeinde in Witten lernten sie Daniel kennen und wenig später Alex, der als Bass das stimmliche Fundament der Gruppe bildet. Gemeinsam sangen sie zunächst Lieder der Wise Guys und der Prinzen nach, bald aber auch eigene Lieder. Das war vor neun Jahren. Mittlerweile haben sie zwei komplette Alben und eine Weihnachtsplatte veröffentlicht. Dieses Jahr folgt das vierte Album.

Vier von ihnen gehören der Selbstständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche an, einer der Neuapostolischen Kirche. In ihren Gemeinden singen sie in Chören mit, sind in Bläserkreisen aktiv, Finno leitet in der Wittener Kreuzgemeinde einen Jugendchor. „Für mich persönlich ist der Glaube ein wichtiger Bestandteil im Leben“, sagt der 25-jährige Sönke, der jüngste der Sänger. Als Band wollen sie sich aber nicht über den Glauben definieren. In ihren Liedern singen sie gern über das Ruhrgebiet und den Fußball, auch wenn nur vier von ihnen Fußballfans sind, oder sie greifen ironisch-humorvoll Begebenheiten aus dem Alltag auf.

Die Arrangements und Kompositionen der Lieder kommen von Finno, der wie Andi Musiklehrer ist. Auch einige Texte entstehen in seinem Kopf oder in dem seines jüngeren Bruders Sönke. Manchmal feilen sie auch alle gemeinsam an Textzeilen, wenn sie im Auto zum Konzert unterwegs sind.

„Wir haben viel Spaß“

Einige Lieder mit christlichen Inhalten hat Wireless aber auch im Repertoire. So verpassten sie dem Kirchenlied-Klassiker „Lobe den Herren“ ein schmissiges, modernes Arrangement. Das führten sie im vergangenen Jahr auch auf dem Evangelischen Kirchentag in Hamburg auf. Für Andi war dieser Auftritt ein besonderes Erlebnis: „Da haben wir auf dem Hauptplatz vor einer großen Menge gesungen. Die Stimmung war einfach so gut.“ Wenn sie in einer Kirche auftreten, wüssten sie meist vorher schon, dass es ein schönes Konzert wird. Es sei wie ein bisschen „zu Hause“ zu sein. Anfangs haben sie vor allem in Gemeinden gesungen. Heute treten sie zu den verschiedensten Anlässen auf, bei Musik- und Kunstfestivals, auf dem Weihnachtsmarkt, zum Karneval oder auch schon zweimal im Stadion des VfL Bochum vor über 30.000 Fußballfans. Dass sie im ausverkauften Ruhrstadion beim Spiel Bochum gegen Dortmund ihr Stadionsongmedley singen durften, gehört für die jungen Männer zu den Höhepunkten ihrer Bandgeschichte. „Da bekomme ich heute noch Gänsehaut“, sagt Andi.

pro VIDEO

Film zum Artikel online:
bit.ly/5stimmen

Vor zwei Jahren belegte Wireless den ersten Platz in der Kategorie „semiprofessionell“ beim „German Acappella Bundes-Contest“. Eine Profikarriere streben die Sänger nicht an. Die Frage habe sich oft gestellt, sagt Alex. Aber für ihn als Feuerwehrmann und Beamten „kam es nie in Frage, das aufzugeben und dafür professionell Musik zu machen. Das war mir eine zu große Gefahr, denn dann kann es so schnell bergab gehen, man wird krank, und auf einmal funktioniert es nicht mehr mit der Musik“. Einige seiner Kollegen hätten sich das grundsätzlich vorstellen können. Aber jetzt seien sie sich einig: Es bleibt ein Hobby, aber das mit der höchsten Priorität – und es darf neben dem Beruf gern noch etwas mehr werden. „Ich glaube, wenn man es professionell macht und den Druck hat, damit erfolgreich sein zu müssen, kann es sein, dass man auch schnell den Spaß dran verliert“, ergänzt Beatboxer Daniel, der derzeit noch studiert und Lehrer werden möchte. „So können wir das alles ganz locker machen und haben viel Spaß dran.“

Diesen Eindruck vermitteln auch die Konzerte, die mehr sind als nur Liedvorträge. Es gibt ausgetüftelte Choreografien, auch Fußball-Schals oder Sonnenbrillen kommen zum Einsatz. Mit jedem Album gibt es auch ein neues Konzert-Outfit, das den Charakter jedes Sängers verdeutlichen soll – für Finno eher sportlich, für Andi ein bisschen retro mit Wollweste, für den Uni-Mitarbeiter Sönke eine Krawatte. Dass Musik und Show auch von der Kölner A-Cappella-Gruppe Wise Guys inspiriert sind, ist offensichtlich. Aber Wireless findet trotzdem seinen eigenen Stil, macht auch ohne Instrumente mal auf Rock, Techno oder Barocksonate, auf Deutsch und Englisch ebenso wie Spanisch oder Zulu.

Anzeige

Thomas Unger schreibt aus Dankbarkeit Lieder und veröffentlicht diese auf einem neuen Album

Vom Holzmichl zu Jesus

Der Frontmann von „De Randfichten“, Thomas Unger, steigt Ende Juni bei der Volksmusik-Gruppe aus. Der Sänger möchte sich in Zukunft ganz der christlichen Musik widmen und Jesus loben – trotz Angriffen und Niederschlägen. | VON MARTINA SCHUBERT

Thomas Unger hat 22 Jahre lang bei „De Randfichten“ gesungen. Ende des Jahre ist Schluss mit Liedern wie „Lebt denn dr alte Holzmichl noch.“ Dann will er sein zweites Solo-Album herausbringen, eine Lobpreis-CD mit einer Mischung aus Country, Rock und Pop. Darauf singt Unger davon, wie ihn Gott gerettet hat. Der 45-Jährige leidet seit seiner Jugend unter Panikattacken, die bis heute in unregelmäßigen Abständen auftreten. Anfangs versuchte er, die Angstzustände mit Alkohol wegzutrinken. Seit einer Entgiftung braucht er keinen Alkohol mehr.

pro: Herr Unger, kann man im Musikgeschäft christlichen Werten treu bleiben?

Thomas Unger: Es gibt Dinge, die ich als Christ nicht machen muss: Ich muss keine Lieder über das Fremdgehen singen, ich muss auch keine Lieder übers Trinken singen.

Ich bin seit 20 Jahren trockener Alkoholiker in zufriedener Abstinenz. Auch deswegen kann ich mich nicht auf die Bühne stellen und Trinklieder singen. Wenn du auf dem Oktoberfest spielst, wird von den Bands gewünscht, dass sie alle zehn Minuten Lieder wie „Ein Prosit der Gemütlichkeit“ oder „Ein Glück, dass wir nicht saufen“ spielen. Das brauche ich nicht. Ich möchte auch glaubwürdig bleiben, wenn ich christliche Lieder singe, wenn ich Jesus lobe und preise.

Sie haben 2012 Ihre erste Solo-CD „Alles was ich brauche“ Jesus gewidmet. Warum?

Ich hatte wieder einen extremen Angstanfall, der über Tage ging. Dann betete ich: „Herr Jesus, wenn es dich wirklich gibt, dann nimm mir doch jetzt diese Ängste. Wenn du das machst, will ich dir ein Album widmen und will dich loben und preisen.“ Er hat sie mir noch nicht gleich weggenommen. Meine Frau gab in der Situation den Impuls, Freunde in Bayern zu besuchen. Wir gingen mit ihnen in ihre freikirchliche Gemeinde. Bei den Freunden lief abends im Fernsehen Joyce Meyer. Sie sprach von meinem Namensvetter Thomas, vom ungläubigen, zweifelnden Thomas.

Darin erkannten Sie sich wieder.

Alles, was sie sagte, kam bei mir an. Ich habe gemerkt, die redet von dir. Mir wurde klar: Es gibt einige Sünden, die ich meinem Herrn Jesus noch nicht bekannt habe. Am nächsten Tag bin ich mit einem Freund zu einem Seelsorger und habe die mich noch belastenden Dinge unter das Kreuz gelegt. Ich habe mich hingekniet und meinen Herrn Jesus um Vergebung der Sünden gebeten. Von da an waren die Ängste weg. Nach diesem Sündenbekenntnis habe ich mich noch taufen lassen, in einem richtigen Fluss: Es war Oktober. Es war kalt. Das war geil! Geil war auch das Gefühl, wenn dich der Heilige Geist erfasst. Das ist so ein Wahnsinn. Ich war einfach glücklich, hätte jeden umarmen können, jedem sagen, dass Jesus ihn liebt. Ich wollte wildfremden Menschen einfach etwas Liebes sagen. Ich war voller Freude in mir.

Wie wichtig ist es Ihnen, Gott von den eigenen Sünden zu erzählen?

Es gibt Christen, oder besser gesagt, Kirchengänger, die nicht wissen, was eine Sündenübergabe ist. Ich kenn Menschen, die sagen, „ich bezahle die Kirchensteuer und deswegen komme ich in den Himmel“. Vergiss es! Das ist nicht maßgebend. Es gibt die zehn Gebote. Wenn ich sie in irgendeiner Weise nicht eingehalten habe, muss ich den Mut besitzen und diese Sünden benennen und bekennen. Wenn ich glücklich sein will und richtig das Christsein leben will, dann brauche ich ein reines Gewissen. So habe ich es gemacht.

Wie ging es mit den Panikattacken weiter?

Drei Jahre lang war ich ohne Angstattacken. Irgendwann kam wieder eine. Der Andere schläft auch nicht. Er bohrt und kitzelt dich an deiner dünnsten Stelle. Das müssen wir als Christen auch wissen: Es gibt nicht nur unseren Herrn Jesus, sondern auch den Querulanten, der dich immer versucht zu ärgern.

Ihre Frau hat Sie in Glaubensfragen stark unterstützt. Wie leben Sie gemeinsam als Ehepaar Ihren Glauben?

Wir beten im Bett zusammen, bevor wir einschlafen, und wenn es zeitlich passt, gehen wir zusammen in die evangelisch-methodistische Gemeinde hier in Antonsthal im Erzgebirge. Wir fühlen uns da sehr wohl. Vorm Essen wird gebetet. Wenn große Sachen anstehen, bitten wir den Herrn um Rat und um seinen Segen. Wir merken einfach, wie er arbeitet, wenn wir ihn darum bitten. Wenn Sachen gut geworden sind, ist es wichtig, dass man auch dankt. Manchmal vergisst man es. Dann fällt es mir zwei Tage später ein und ich sage: Hab Dank, das hast du cool gemacht.

Herzlichen Dank für das Gespräch.

pro VIDEO

Film zum Artikel online:
bit.ly/holzmichl

Steh auf, wenn du Jesus folgst

Die Impulsschrift „Zeit zum Aufstehen“ will nichts Geringeres sein als ein Weckruf an die Kirche auf dem Weg zum Luther-Jubiläum 2017. Rund 7.000 Christen sind dem Aufruf bisher gefolgt und haben die Thesen von 12 Autoren online unterschrieben. | VON JÖRN SCHUMACHER

Zwölf Autoren haben in sieben grundlegenden Thesen aufgeschrieben, was den christlichen Glauben ausmachen sollte. Gläubige sind seit April eingeladen, sich diese Thesen auf der Webseite www.zeit-zum-aufstehen.de anzusehen und als Zeichen der Zustimmung zu unterzeichnen. Bislang sind dem Aufruf rund 7.000 Christen gefolgt. Ein Buch, das zum Christustag 2014 erscheint, erklärt die einzelnen Thesen genauer. Die Herausgeber der Impulsschrift sind Michael Diener und Steffen Kern. Der eine ist Präses des Gnadauer Gemeinschaftsverbands, der andere Vorsitzender des Evangelischen Gemeinschaftsverbandes „die Apis“. Die Initiative sei bewusst personenbezogen, erklärte Diener. Dahinter stünden keine Gremienbeschlüsse oder Mitgliederversammlungen. Für Roland Werner, Generalsekretär des CVJM in Deutschland, ist vor allem der Schwund an Jugendlichen in den evangelischen Kirchen ein Grund, „aufzustehen“.

1) Jesus Christus ist der Sohn Gottes. Er ist für uns am Kreuz gestorben und auferstanden.

Die Autoren wenden sich gegen einen „Bruch“, den die historisch-kritische Wissenschaft hervorgebracht habe. Auf der einen Seite stehe der historische Jesus, der über die Erde wandelte, auf der anderen der auferstandene Jesus. An die Existenz des einen zu glauben, bedeute nicht zwangsläufig, auch den anderen für wahr zu halten. Auch der Opfertod Jesu am Kreuz sei im Laufe der Geschichte zu einer „primitiven Mythologie“ herabgewürdigt worden. Die Unterzeichner betonen, das leere Grab Jesu gehöre zu den „Fakten“, die zusammenzutragen sich die neutestamentlichen Zeugen glaubwürdig bemüht hätten. Theologisch könne man festhalten: „Christus kam und starb nicht, damit Gott uns liebt; sondern er kam und starb, weil Gott uns liebt (Johannes 3,16).“

2) Gott hat diese Welt geschaffen und jeden Menschen als sein Ebenbild mit unverlierbarer Würde.

Mit der These sprechen die Autoren die biblisch begründete Notwendigkeit an, dass auch schwache, kranke, alte, arme oder ungeborene Menschen zu schützen sind. Die Initiatoren sprechen sich für ein umfassendes Lebensrecht aus, also auch gegen Abtreibung. Die Achtung vor dem Leben führe ebenso zu einer Ablehnung der Todesstrafe. Gefahr bestehe in der bereits in der Genesis formulierten „Ursünde“: wenn Menschen wie Gott sein wollten. Zugleich spricht die Impulsschrift das Thema rund um Naturwissenschaft und Glaube an. Die biblische Aussage, nach der der ewige Gott die Welt aus dem Nichts erschaffen habe, stehe im Widerspruch zum Weltbild vieler moderner Wissenschaftler, nach dem sich das Universum aus dem Nichts selbst erschaffen habe. Die Autoren erklären: „Es macht einen grundlegenden Unterschied, ob ich Leben nur als ein natürliches, sich über Milliarden von Jahren entwickelndes, zufälliges Geschehen betrachte oder als planvolles Resultat eines göttlichen Geistes.“ Naturwissenschaft stoße da an ihre Grenzen, wo die Aussagefähigkeit ihrer Messwerkzeuge und Methoden ende. Sie fassen zusammen: „Unser Leben braucht beides: das Wissen aus den naturwissenschaftlichen Forschungen und Gewissheiten aus einem lebendigen Glauben.“

3) Jesus Christus vergibt uns unsere Schuld – gerecht vor Gott werden wir allein durch seine Gnade.

Die Autoren verdeutlichen, dass ein „Virus“ diese Welt befallen habe – Leib, Seele und Geist seien betroffen. Dazu zählen sie Beziehungen, die scheitern, Süchte, Ängste, Krankheiten, Lüge und Krieg. Was die Bibel Sünde nennt, müsse aus dem Weg geräumt werden. „Der liebende Gott will nicht, dass unsere gestörte Beziehung zu ihm mit allen ihren hässlichen Folgen für unsere Innen- und Umwelt immer und vor allem ewig so bleibt. Der heilige Gott kann andererseits nicht so tun, als ob nichts geschehen wäre.“ Die Lösung: „Gott selbst hat in Jesus Christus die Initiative ergriffen und aus Gnade allein gehandelt. Im Bild gesprochen: Gott repariert dabei nicht das alte System, sondern spielt ein völlig neues Betriebssystem auf die Festplatte. Dieses Betriebssystem hat einen Namen: Gnade.“

4) Die ganze Bibel ist Gottes Wort – durch sie spricht Gott zu uns; er zeigt uns, wer er ist und was er will.

Die Autoren stellen die These auf, dass die Bibel das vom Heiligen Geist inspirierte Wort ist. Die „Mitte der Schrift“ wiederum sei Christus. Die Aussage „Allein die Schrift“ – sola scriptura – der Reformation wollen die Unterzeichner daher „uneingeschränkt unterstreichen“. Zur Erklärung der These heißt es: „Was wir von Christus über Gott und Welt wissen, das wissen wir durch das Zeugnis der Bibel.“ Doch Gottes Wort sei zunächst nicht die Bibel, sondern Jesus Christus. „Durch Jesus Christus wissen wir, wer Gott ist.“ Die Bibel sei aber auch nach lutherischem Verständnis „einziger Richter“ und einzige Norm. „Der einzelne Christ wie auch die ganze christliche Kirche sind demnach in ihrem Glauben und in ihrem Leben auf die Bibel verwiesen.“

5) Der Mensch ist als Mann und Frau geschaffen; dieses Gegenüber ist Gottes gute Schöpfungsgabe.

Viel Konfliktpotential enthält dieses Kapitel, denn es widerspricht modernen Vorstellungen vonseiten der Wissenschaft. Die Gender-Theorie unterscheidet zwischen dem sozialen Geschlecht (gender) und dem biologischen Geschlecht (sex). Die Autoren bleiben kritisch: „Die Gender-Theorie ist längst zu einer Ideologie geworden, deren straffe Umsetzung in manchen Bereichen nahezu totalitär anmutet.“ Sie kritisieren, dass das biologische Geschlecht dem sozialen Geschlecht untergeordnet werde. Der Wunsch, selbst über sein eigenes Geschlecht zu bestimmen, anstatt das von der Natur vorgegebene zu akzeptieren, erinnere an die Versuchung, sein zu wollen wie Gott. Außerdem sei die Ehe als verbindliche Lebensgemeinschaft nur zwischen Mann und Frau von Gott gesegnet. Doch auch selbstkritische Worte finden die Autoren: „Es gibt einen enormen Nachholbedarf in vielen christlichen Gemeinden, allen Menschen unabhängig von ihrer Herkunft, ihrer Hautfarbe, ihrer sexuellen Orientierung, ihrer politischen Meinung mit gleichem Respekt und in gleicher Wertschätzung, Achtung und Liebe zu begegnen.“ Sie halten jedoch fest, dass es eine „Spannung“ gebe „zwischen dem biblischen Befund und dem Ausleben einer homosexuellen Beziehung“.

6) Allen Menschen auf der ganzen Welt steht das Recht zu, in Freiheit ihren Glauben zu leben und zum Glauben einzuladen.

Die Initiatoren mahnen die Glaubensfreiheit weltweit an. Sie fordern dazu auf, einzustehen „für die Freiheit jedes Menschen, an Gott zu glauben oder auch nicht zu glauben, für seine Freiheit, seine Religion auszuleben, gegebenenfalls auch zu ändern, und für das Recht jedes Einzelnen, sich öffentlich zu seinen Überzeugungen zu stellen und auch dafür zu werben“. Es sei auch ein Ruf „zum Einstehen für die Freiheit von Muslimen, Christen zu werden, und ebenso die von Christen, sich einer anderen Religion zuzuwenden“.

7) Jesus Christus wird wiederkommen. Mit ihm hat unser Leben eine große Zukunft.

Das Buch endet mit dem hoffnungsvollen Blick auf die Wiederkunft Christi: „Die biblische Verheißung ist komponiert nach der Melodie: ‚Das Beste kommt noch!‘“ Zwar spreche die Bibel an mehreren Stellen auch von der Hölle, die ein Ort der ewigen Trennung von Gott sei, doch sei damit in der Vergangenheit viel Missbrauch in der Kirche betrieben worden, um Ängste zu schüren. Festzuhalten sei: „In schönsten Farben malt die Bibel eine Zukunft aus, die sich nicht nur im Diesseits erstreckt. […] Wir glauben, dass Gottes Reich heute schon erfahrbar ist. […] Der Auferstandene schenkt denen, die glauben, alles, was er hat: ewiges Leben. Es beginnt heute und endet nie.“

Michael Diener, Steffen Kern (Hg.): „Zeit zum Aufstehen. Ein Impuls für die Zukunft der Kirche“, SCM Hänssler, 128 Seiten, 5 Euro, EAN 9783775156066, erscheint im Juni 2014

Der Impuls soll beim Christustag, der am 19. Juni in der Stuttgarter Mercedes-Benz-Arena stattfindet, einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt werden. Zum Christustag werden etwa 25.000 Besucher erwartet. Von Stuttgart aus soll der Impuls bundesweit weiter wirken und wesentliche Akzente setzen auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017. Der Christustag wird von einem bundesweiten Trägerkreis veranstaltet, dem beispielsweise die Deutsche Evangelische Allianz, der Gnadauer Gemeinschaftsverband, der CVJM Deutschland und die württembergische Christus-Bewegung „Lebendige Gemeinde“ angehören.

Anne-Sophie Mutter ist als Solo-Geigerin in den großen Konzerthallen dieser Welt gefragt. Privat hört sie nur Jazz

„Bachs Choräle sind wie Sonnenstrahlen“

Foto: Harald Hoffmann / Deutsche Grammophon

Jedes Kind ist ein Wunder und Perfektion gibt es nicht: pro hat mit der Geigerin Anne-Sophie Mutter über große Dankbarkeit, kleine Unzulänglichkeiten und himmlische Musik gesprochen. | **DIE FRAGEN STELLTE STEFANIE RAMSPERGER**

pro: Wolfgang Amadeus Mozart hat in einem Brief an seinen Vater einmal über Gott geschrieben: „Ich erkenne seine Allmacht, ich fürchte seinen Zorn. Aber ich erkenne auch seine Liebe, sein Mitleiden und seine Barmherzigkeit gegen seine Geschöpfe. Er wird seine Diener niemals verlassen." Wie beschreiben Sie Gott?

Anne-Sophie Mutter: Gott ist für mich der Schöpfer aller schönen Dinge, aber natürlich auch alles Abgründigen. Dieser ständige Dialog zwischen Licht und Dunkel ist die große Herausforderung unseres Lebens.

Sie haben einmal gesagt, der Glaube sei für Sie Motivation gewesen, Musikerin zu werden. Wie meinen Sie das?

Ich habe Musik immer als etwas Kräftigendes, Reinigendes, Erhebendes empfunden. Es war der große Dirigent Ferenc Fricsay, der gesagt haben soll: Wer Mozart gehört hat, der glaubt an Gott. Ich glaube nicht, dass Musik Menschen besser macht. Aber ich habe sehr früh empfunden, wie tief Musik Menschen bewegt und Dinge in der Gesellschaft verändern kann. Werke wie Beethovens Neunte haben mich schon als Kind enorm beeindruckt. Auch die Tatsache, dass der jüdische Geiger Yehudi Menuhin nach dem Zweiten Weltkrieg der erste war, der nach Deutschland zurückkam, empfand ich als große Geste. Und das verbunden mit der Musik, eben der Botschaft der Liebe, der Botschaft des Verzeihens, hat mich tief geprägt. Und ich wollte auch ein Musiker werden, der Ähnliches schafft.

Ist Musik für Sie Beruf oder Berufung?

Es war nie Beruf, es war sozusagen unausweichlich. Es war mein Lebenswunsch, mit Musik nicht nur mein Leben, sondern auch das Leben anderer sinnstiftend beispielsweise durch Benefizkonzerte zu berühren.

Andere haben Sie schon früh ein Wunderkind genannt. Allerdings mögen Sie den Begriff überhaupt nicht. Wieso?

Für mich ist jedes Kind ein Wunder. Ob es jetzt Geige spielt oder nicht, das ist total irrelevant. Jedes Geschöpf entsteht aus einer Zelle, ist einfach ein Wunder in seiner ganzen Perfektion. Mag die Begabung noch so unterschiedlich aussehen.

Glauben Sie jenseits davon an Wunder?

Ja, das ist ein Zwiespalt. Ich glaube an Wunder und doch meint mein Verstand, es gäbe sie nicht. So dass ich mich in diesem ewigen, wunderbaren Spannungsfeld bewege zwischen Glauben und Hoffen und manchmal in der Verzweiflung, wohl zu wissen, dass es sie nicht geben kann. Und doch glaube und hoffe ich.

Wie erklären Sie das anderen?

Für mich ist es wahnsinnig schwer, über meinen Glauben zu sprechen, weil – und da diskutiere ich manchmal sehr heftig mit Freunden – ich es für etwas sehr Privates halte und weil der Glaube leider sehr schnell etwas Abgrenzendes an sich hat. Und das möchte ich natürlich nicht mit meinen christlichen Gedanken oder meiner Liebe zu Gott ausdrücken und bewirken. Für mich geht es in der Botschaft des Glaubens immer darum, dass ich für das Gute kämpfe, dass ich für den anderen offen bin, und dass ich den anderen in seiner Andersartigkeit, in seinem Glaubensbekenntnis, vielleicht auch eines anderen Glaubens, annehme, so wie er ist. Ich bin evangelisch und daher vielleicht etwas weniger dogmatisch aufgestellt, zum Beispiel in meiner Liebe zur jüdischen Kultur.

Sie werden oft als perfekte Geigerin bezeichnet. Gibt es Perfektion?

Ha, das ist ein einziges großes Missverständnis. Ich habe, glaube ich, mal gesagt, Perfektion erreicht haben zu wollen ist ein Mangel an Fantasie. Außer in der Natur. Ich meine, wenn ich eine Rose betrachte oder einen Baum, dann ist das natürlich die absolute Perfektion. Aber vielleicht könnte ich, wenn ich Gott wäre, da noch etwas sehen, was verbesserungsfähig wäre. Nun, was meine eigene apostrophierte Perfektion angeht, so gibt es sie selbstverständlich nicht. Also nicht als Musiker, schon gar nicht als Mensch. Ich bemühe mich natürlich immer, nicht die allerdümmsten Entscheidungen zu fällen.

Es ist Sinn und Zweck meiner Tätigkeit als Musiker, immer wieder Licht in die Gesellschaft zu bringen, da wo Menschen in Not sind.

Wie selbstkritisch sind Sie?

Wer Kinder hat, wird ständig hinterfragt und in Frage gestellt. Ich finde, es ist ein irrsinnig spannender Prozess und man lernt sehr viel über sich. Und man lernt Demut, weil das, was man tut, ja immer ein Entwicklungsprozess ist, auch als Eltern, als Mutter. Es ist eine Aufgabe, in die ein Mensch geworfen wird, es gibt dazu ja keine Ausbildung. Das arme Kind ist das Modell, an dem man sich versucht. Das ist sehr, sehr schwierig. Je länger ich Mutter bin, umso mehr hoffe ich auf das Verständnis meiner Kinder. Man kann es nur so gut machen, wie der Intellekt und das Gefühl einen anleiten. Aber da habe ich genau wie beim Geigespielen große Defizite.

Sprechen Sie mit Ihren zwei Kindern über den Glauben?

Ja. Meine Kinder haben ihren Vater sehr früh durch Krebs verloren. Das ist natürlich ein Thema, das zu unterschiedlichen Auswirkungen in Glaubensfragen geführt hat und immer wieder führen wird. Kein Mensch, vielleicht nicht einmal mein Taufpfarrer, ist von Fragen und Zweifeln unberührt. Als mein Taufpfarrer meinen Mann beerdigt hat, hat selbst er bei der Predigt bitterlich geweint und das hat mich sehr beeindruckt. Weil ich leider oft auch Beerdigungen erlebt habe, bei denen nur irgendein Sermon heruntergebetet wurde und bei denen man in der Verherrlichung des Glaubens Schmerz und Trauer gar nicht zu zulässt. Man sieht sich ja wieder, es gibt ja das ewige Leben. Aber das ist nicht die Frage in dem Moment. Man muss erst einmal mit diesem schrecklichen Verlust fertig werden. Und dass auch mein Pfarrer, der doch alles zu wissen scheint in Glaubensfragen, diesen Verlust in diesem Moment nicht verschmer-

zen konnte, das war einer der großen Momente in meiner Beziehung zu Gott und zu meinem Glauben.

Damals waren Sie eine junge Mutter und beruflich extrem eingespannt. Was hat Ihnen in der Situation geholfen?

Ich glaube, dass im Leben das Gottesgeschenk, zwei Kinder zu haben, etwas ist, woran man sich freuen kann. Ich hatte großes Glück. Ich weiß nicht, was in dieser Situation passiert wäre mit mir und meinem Glauben, wenn ich meine Kinder nicht gehabt hätte. Durch diese Gottesgeschenke konnte ich immer an eine ewig währende Liebe, nicht nur mit meinem verstorbenen Mann, sondern zu Gott und zu diesem „Aufbewahrt-Sein", glauben.

Sie haben einmal gesagt, dass Kinder der einzige Grund zum Leben seien. Eine steile These ...

Man kann ganz verschiedenen Lebensmodellen einen Sinn geben – mit oder ohne Kind. Für mich persönlich sind meine Kinder – das liegt sicher an der Abwesenheit des Vaters – ein immens wichtiger Lebensinhalt. Ich finde es sehr wichtig, nicht für sich selbst zu leben, sondern in einer Aufgabe. Die kann auch ehrenamtlich sein. Aber dass man sich in seiner Ausrichtung des Lebens weg bewegt vom leeren Konsum hin zum anderen. Ich denke, dass ich selbst erst ein einigermaßen brauchbarer Mensch wurde, als meine Kinder geboren waren. Weil ich da plötzlich, schlagartig, aus meiner Existenz als Perfektion suchender Musiker herauskatapultiert wurde in eine Welt, in der ich als Mensch immens gefordert war. Und in der ich selbst die Welt für mich auch noch einmal völlig neu entdeckt habe, sozusagen mit den Augen des Kindes. Eine Begabung kann ja auch dazu führen, dass man sich um diese Begabung dreht, mag das Bestreben auch noch so edel sein. Man muss die Begabung weiter pflegen, aber doch in Relation setzen zu der Wichtigkeit anderen Lebens.

Ihre Begabung ist sehr zeitintensiv. Wie viele Stunden proben Sie?

Seit ich Mutter bin, hängt das sehr von anderen Bedürfnissen ab. Aber ich war jetzt Gott sei Dank nie jemand, der exzessiv sechs bis acht Stunden geübt hat. Dafür bin ich sehr wahrscheinlich von Grund auf zu faul und auf der anderen Seite auch in der Lage, schwierige Dinge in relativ kurzem Zeitraum in den Griff zu bekommen.

Sie haben sich schon zu ihrem 5. Geburtstag Geigenunterricht gewünscht. Warum?

Es gab da eine Aufnahme von Menuhin – Beethoven, Menuhin und Furtwängler. Diese Aufnahme haben sich meine Eltern zur Verlobung geschenkt. Und die lief bei uns, bis sie auseinander brach. Ich habe sie zusammen mit meinen Brüdern immer gehört und so kam es, dass ich mit fünf Jahren Geige spielen wollte. Dabei bin ich geblieben. Für mich war das ein Coup de foudre (Anm. d. Red.: Liebe auf den ersten Blick).

Cello oder Klavier kamen für Sie nie in Frage?

Ich liebe das Klavier und ich bin leidenschaftlicher Bewunderer einiger großer Komponisten. Aber für mich selbst ist diese haptische monogame Beziehung zur Geige etwas, worin ich künstlerisch völlig aufgehe.

Sind die ersten Schritte Ihrer Karriere je für Sie anstrengend gewesen? Kam nie der Gedanke, etwas anderes zu machen?

Vermutlich ist Geige spielen für mich das einzige, worin ich, wenn ich mich anstrenge, gut sein kann, und das habe ich klugerweise früh erkannt. Und wenn man etwas wirklich leidenschaftlich liebt, dann gibt es überhaupt keine Frustration. Als meine Kinder klein waren und ich mir den Wecker morgens um vier stellte, weil zwischen vier und sieben die einzigen drei Stunden waren, von denen ich ausgehen konnte, dass sie mir gehörten, da war ich schon mal nicht so begeistert. Aber wenn man den Fortschritt sieht ... ich finde, es ist tatsächlich so, dass Trauben, die am höchsten hängen, am Schluss immer die süßesten sind. Ich war immer jemand, der sich gerne herausfordert. Am Ende des Tages beiße ich mich immer durch. Es ist so ein tolles Gefühl, etwas gelernt und sich selbst überwunden zu haben. Und wenn man feststellt, doch nicht ganz so beschränkt zu sein, wie am Anfang befürchtet.

Foto: Harald Hoffmann / Deutsche Grammophon

Für die Geigerin Anne-Sophie Mutter ist Musik die „einzige Sprache, in der wir uns alle verstehen können"

Was war denn Ihre größte Herausforderung?
Künstlerisch betrachtet ist das eigentlich jede Uraufführung. Zeitgenössische Musik ist immer eine besondere Herausforderung. Nimmt man Mozart und möchte alle Spielvariationen ad absurdum führen, weil man immer etwas Neues darin entdecken will, ist das ebenfalls eine große Herausforderung. Eigentlich ist es jedes Konzert, denn ich muss erstmal meine eigene Tagesform in den Griff kriegen, und die ist ja nicht immer zwangsläufig 100.000 Prozent wunschgemäß. Dann heißt es, die hohen Anforderungen, die ich an mich selbst stelle, erst einmal zu erfüllen. Und sollte ich denen nahekommen, rückt natürlich automatisch die Latte höher. So wird es immer anstrengender.

Sie sind viel unterwegs. Gegen Flugangst haben Sie einen Trick, Sie beten. Was beten Sie und wo, wenn nicht gerade im Flugzeug?
Ich habe mir über die Jahre angewöhnt, dass ich nicht nur bete, wenn ich Angst habe oder wenn ich um irgendetwas bitte, sondern dass ich gerade dann bete, wenn etwas Wunderbares in meinem Leben geschehen ist. Ich halte das für sehr, sehr wichtig. Es ist auch eine Frage der geistigen Hygiene, dass man Gott nicht benutzt als Wunsch- und Heilsbringer, sondern es ist eine Beziehung, die viele Stationen durchmacht. Dank sagen ist sowieso etwas sehr Schönes.

Es ist ein Gottesgeschenk, dass es die Kunst gibt.

Musik ist auch etwas sehr Privates. Macht es Ihnen Spaß, dies immer mit einer großen Öffentlichkeit zu teilen?
Naja, je nachdem wie viel gerade gehustet wird, stelle ich mir die Frage auch ein, zweimal im Jahr. Dann ist es natürlich schwer, sich auf so intime Moment der Musik einzulassen. Aber Scherz beiseite: Musik macht nur Sinn im Miteinander. Deshalb versuche ich seit Jahren auch immer wieder auf kulturpolitischem Niveau darauf hinzuweisen, dass Kinder früh an Musik herangeführt werden sollen, weil es das Miteinander fördert. Auch diese ganzen unterschiedlichen kulturellen Wurzeln werden im Lied so leicht und spielerisch übermittelt wie nichts sonst. Musik ist nun einmal die einzige Sprache, in der wir uns alle verstehen können, ungeachtet der religiösen und kulturellen Hintergründe.

Nach der Bibel muss es im Himmel sehr musikalisch zugehen. Welche Musik ist das?
Das kann zum Beispiel In tempus praesens von Sofia Gubaidulina sein. Das ist ein Konzert, das ich 2007 uraufgeführt habe, und, nun, es ist sehr modern. Gubaidulina war im wahrsten Sinne des Wortes in der Sowjetunion eingesperrt. Sie war eine Komponistin, die nicht aufgeführt werden durfte, denn sie hat sich nicht zur Sprecherin des Systems gemacht. Ich habe sie gefragt, wie sie diese Jahre in künstlerischer und menschlicher Isolation überstanden hat. Sie hat gesagt, sie hat immer nach oben gesehen. Und damit meinte sie nicht ein Fresko an der Decke. In ihrer Musik finde ich die Überwindung des eigenen Schmerzes und die tiefe Emotionalität und dieses Licht, das die Menschen tief berührt, weil wir am Ende des Tages doch immer hoffen, dass es gut wird und dass alles Leiden einen Sinn findet, vielleicht im Wiedersehen im Jenseits.

Welche Musik hören Sie privat?
Ich höre eigentlich nur Jazz. Jazz ist für mich Komposition im Moment. Es ist etwas immer Frisches, nichts, was sich in der Tradition verfestigt, sondern etwas, das einfach in der individuellen Interpretation neu entsteht. Es ist ein musikalischer Gedanke, auf den sich aufbauend immer neue musikalische Gedanken hinzufügen. Vielleicht bin ich vom Jazz so fasziniert, weil ich selber nicht improvisieren kann und ein miserabler Komponist bin und diese Komponente des wirklich Kreativen bei mir nur minimalst vorhanden ist.

Wenn man sich Ihre Karriere anschaut, kommt darin viel Mozart vor. Haben Sie auch einen Zugang zu seiner sakralen Musik?
Auch. Wobei ich sagen muss, für mich ist Bach der absolute Meister der sakralen Musik. Wenn ich Bachs Choräle höre, die unheimlich komplex sind, sind sie für mich wie Sonnenstrahlen, die durch die Wolken brechen und Hoffnung geben. Bachs Musik, am Morgen gespielt, ist eine wunderbare seelische Reinigung. Ich habe dafür keine Erklärung. Aber wenn ich an Bachs sakrale Musik denke, da reißt für mich immer wieder ein Fenster zu Gott auf.

Haben Sie ein Lieblingskonzert?
Nein. Es gibt natürlich Werke, die mir leichter von der Hand gehen. Aber das sind nicht Werke, zu denen ich unbedingt die stärkste Beziehung pflege. Sehr viel an zeitgenössischer Musik arbeite ich mir auch schön. Ich finde Dinge gut, die meine Kinder oft haaresträubend finden. Um es kurz zu machen: Ich habe kein Lieblingswerk, aber es gibt Stücke, die ich nicht mag. Aber die führe ich nicht auf. Den Luxus erlaube ich mir.

Wenn Sie Sendungen wie „The Voice Kids“ sehen, ...
... ja doch, wenn ich mich auf dem Laufband quäle, ...

... und teilweise Achtjährige auf einer großen Bühne stehen und von einer Jury bewertet werden, wie finden Sie das?
Ich finde zwölf auch schon sehr jung. Und Popmusik setzt sich ja mit anderen Inhalten auseinander als klassische Musik. Die Frage ist natürlich die nach dem Text, die ich mir auch als Erwachsener stellen muss. Wie stehe ich zu dem Text in diesem Song? Der Künstler mag ja noch so cool sein und der Beat noch so heiß, aber kann ich mit dem Text leben? Ich finde es sehr bedenklich, dass wir in einer Zeit leben, in der der Text untergeordnet zu sein scheint, in der Worte bedeutungslos anmuten. Sie sind es aber nicht, weil sie Wertung sind über Menschen. Was versteht ein Achtjähriger von einem Song-Text? Leider, oder Gott sei Dank muss man schon fast sagen, wenig. Da werden Worte nachgeplappert, die teilweise menschenverachtend sind. So werden Werte nebenher mitgegeben, die eben wertlos sind. Deshalb finde ich es besonders fragwürdig, dass man kleinen Kindern diesen schalen Weg zum Star-sein schon so wahnsinnig früh geradezu ans Herz legt. Ich finde das Singen in einem Chor zusammen mit anderen sehr viel natürlicher als diesen Wunsch, ja das Trugbild, berühmt und reich zu werden. Weder die Berühmtheit noch der Reichtum haben je einen Menschen glücklich gemacht.

Frau Mutter, vielen Dank für das Gespräch.

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion

Ein Künstler, der sein Handwerk versteht

Wer modernen, frischen Lobpreis sucht, wird in dem neuen Werk „Live“ von Worship-Titan Paul Baloche fündig. Live während eines Lobpreis-Workshops in Toronto aufgenommen, lädt die CD ein, direkt mit in den Lobpreis einzusteigen. Der Mix aus neuen und altbekannten Liedern geht ins Ohr. Roh, spontan und ungeschliffen – so sollte der Lobpreis sein, um den echten Ausdruck der Anbetung zu erfassen. Und das ist dem bekannten Sänger und Songwriter mit Liedern wie „Jesus be my Saviour“ (Jesus sei mein Retter) und „You Lift Us Up“ (Du richtest uns auf) gelungen. Instrumentale Soli, Gebete und Momente, in denen nur das Publikum singt, schaffen eine gelungene Atmosphäre. Die elf Lieder weisen zwar keine allzu tiefgängigen Texte auf, überzeugen aber dennoch durch ihre Melodien und Authentizität. | **JOELLE-MARIE KRAUTZ**

Paul Baloch: „Live“, Integrity Music/Gerth Medien 18,99 Euro, EAN 0000768532829

Country mit Abwechslung und Tiefgang

Auf „Country Faith“ finden sich 15 teils ältere Countrysongs, die sich mit dem christlichen Glauben befassen. Brad Paisley, einer der derzeit angesagtesten Stars der Szene, hält den Gläubigen in „Those Crazy Christians“ mit einem Augenzwinkern den Spiegel vor. In „Three Wooden Crosses“ singt Randy Travis von der Bekehrung seiner Mutter. Der Titel „There‘s Only One“ von Sara Evans eignet sich zum Mitsingen auch in der Gemeinde. Insgesamt eine schöne Musikzusammenstellung, die mit tiefgründigen Texten und Südstaaten-Sound eine willkommene Abwechslung zum üblichen Lobpreis-Einheitsbrei darstellt. | **MORITZ BRECKNER**

„Country Faith Vol. 1“, Gospel International/SCM Hänssler, 12,95 Euro, ASIN B00FJC3H0o

Rhythmen zwischen Kulturen und Kontinenten

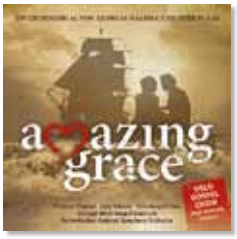
Die Band „Trinity“, in den Niederlanden längst eine feste Größe in der christlichen Szene, ist mit einem neuen Album zurück. „Mundo“ (Welt) sprüht vor lateinamerikanischem Charme und Lebensfreude. Drei der vier Musiker sind in Peru als Missionarskinder aufgewachsen. Die Gruppe bringt nicht nur eine Mischung aus spanischen und englischen Texten, sondern experimentiert auf der Platte mit den Sprachen Swahili, Hindi, Serbisch und Französisch und lässt Kulturen und Kontinente verschmelzen. Musikalische Einflüsse aus Südamerika und Europa, aber auch aus Afrika und Asien schaffen einen lebendigen und warmen Worldbeat-Klang. Die kenianische Sängerin Neema Ntalel bereichert mit ihrer Stimme die Lieder „Nowhere Without You“ und „Welcome To The World“. Insgesamt sind die zwölf Lieder teils voller Temperament und tanzbar, teils ruhig und gehaltener. | **MARTINA SCHUBERT**

Trinity: „Mundo“, Ecovata/SCM Hänssler, 14,95 Euro, ISBN 9789081451574

Ungewohnt und einfach

Michael W. Smith veröffentlicht mit „Sovereign“ sein erstes Lobpreis-Album, das im Studio aufgenommen wurde. Also keine singenden Konzertbesucher im Hintergrund, keine Refrains in Endlosschleife, sondern pure und angenehm einfache Lobpreis-Musik. Das ist zwar ungewohnt, zumal die ersten Lieder nicht nach typischem Lobpreis klingen. Doch lassen die eingängigen und gefühlvollen Balladen, für die der amerikanische Musiker bekannt ist, nicht lange auf sich warten – Zeit, um ruhig zu werden und die Musik auf sich wirken zu lassen. Die Texte sind zwar wenig tiefgängig und bedienen sich der typischen Lobpreis-Floskeln, aber gepaart mit der Musik überzeugen sie dann doch. Ein besonderer Höhepunkt ist der Song „Miracle“ (Wunder). Der Sänger sagt von sich selbst, er sei ein Wunder, und dass Gott Menschen verändern könne, sei wunderbar. Kurzum: Das Album hat durchaus Potenzial zum Mitsingen. | **ANNE KLOTZ**

Michael W. Smith: „Sovereign“, Sparrow/Gerth Medien, 18,99 Euro, EAN 602537462926



Lesen Sie ein Interview mit Andreas Malessa auf pro-medienmagazin.de: bit.ly/malessa

Wie Kampf gegen Sklavenhandel konkret wird

Es ist das bekannteste Gospel-Lied der Welt: „Amazing Grace“. Doch weitgehend unbekannt ist die Geschichte seiner Entstehung. Das will ein neues Musical ändern. Die Texte stammen aus der Feder des Journalisten Andreas Malessa, vertont hat sie der Leiter des „Oslo Gospel Choir“, Tore W. Aas. Die zentralen Lieder hat das renommierte Ensemble vorab eingespielt. Das Musical handelt davon, wie der Sklavenkapitän John Newton zum christlichen Glauben kam und später aktiv den Kampf gegen den Menschenhandel aufnahm. Als Personen treten auch Hass, Angst und Gleichgültigkeit auf. Eindringlich kommentieren sie das Geschehen, bis sie an den Rand gedrängt werden. Diese Veränderung ist überzeugend gestaltet wie etwa der Wechsel zwischen dem Sturm, der Newton zum Nachdenken bringt, und der darauf folgenden Stille. Aus Dankbarkeit für Gottes Hilfe schrieb er das Lied über die „erstaunliche Gnade“, das immer wieder anklingt. Die CD ist eine gute Einstimmung auf das Musical, das ab September auf die Bühne kommen soll – dann aber mit einem deutschen Projektchor. Und es bleibt nicht bei der Musik: Die Initiative unterstützt ein Projekt, das Arbeitssklaven in Bangladesch hilft. | **ELISABETH HAUSEN**

Andreas Malessa, Tore W. Aas: „Amazing Grace“, Gerth Medien, 16,99 Euro, EAN/ISBN 4250481300144

Mein Leben für Afrika

Sie hatte Visionen und sie konnte helfen. Von ihren Erfahrungen als Ärztin in Afrika schreibt die Ordensschwester Raphaela (Ursula Händler) in dem Buch „Mit Hand und Herz“. Dabei ist die lesenswerte Geschichte einer Frau entstanden, die Höhen, aber auch viele Tiefen durchmacht. Ihren Wunsch, Missionsärztin zu werden, kann sie ab 1969 in Tansania verwirklichen. Gesundheitliche Rückschläge bleiben nicht aus, aber sie hat die Patienten im Blick und hält durch. Es ist ein Wechselbad aus Wundern und heftigen Glaubenszweifeln. Sie verlässt Tansania und geht nach Namibia, um dort als Ärztin die katholischen Krankenhäuser zu koordinieren. Und auch mit 65 Jahren hat Gott für sie noch eine Herausforderung ... Schwester Raphaela möchte die Welt lediglich ein Stück besser machen. Die Lektüre des kurzweiligen Buches zeigt, dass ihr diese Mission gelungen ist. | **JOHANNES WEIL**

Schwester Raphaela Händler/Brunni Praske: „Mit Hand und Herz: Mein Leben für Afrika“, 290 Seiten, Herbig-Verlag, 19,99 Euro, ISBN 9783776627275

Furchtlose Stimme für Prinzipientreue

Mit „Dazu stehe ich“ hat Ulrich Parzany, Gesicht der Evangelisationskampagne „ProChrist“, eine umfangreiche Autobiografie vorgelegt. Anhand von Parzanys beruflicher Laufbahn wird der Leser mitgenommen auf eine Reise durch Geschichte und Kirchengeschichte. Die sorgfältige Aufarbeitung jeder Lebensstation kann faszinieren, aber durch seine schiere Fülle auch überfordern. Das Buch gibt nicht nur Einblick in das Leben eines der profiliertesten Repräsentanten des deutschen Protestantismus, sondern enthält auch mutige Botschaften für Kirche und Christen. „Möchten wir um jeden Preis die Anerkennung und den Beifall der uns umgebenden Gesellschaft?“, fragt Parzany. Er selbst bete und bekenne: „Ich fürchte nicht, dass die Gesellschaft mich kritisiert, weil ich ihren Maßstäben nicht folge. Ich fürchte Gott, den Herrn und Richter der Welt.“ Das sollten sich geistliche Leiter hinter die Ohren schreiben. | **MORITZ BRECKNER**

Ulrich Parzany: „Dazu stehe ich“, 380 Seiten, SCM Hänssler, 22,95 Euro, ISBN 9783775155557

Eine Liebe, die Flügel schenkt

Ein Badeunfall verändert das Leben von Joni Eareckson radikal. Sie ist seither querschnittsgelähmt. Statt aufzugeben, gründet sie ein christliches Hilfswerk für Behinderte und schreibt Bücher. Ihr neuestes Werk „Deine Liebe schenkt mir Flügel“ handelt davon, wie sie – wider Erwarten – den Mann fürs Leben findet und wie beide gemeinsam, gestützt auf ihren christlichen Glauben, tiefe Täler durchschreiten. Ihr Ehemann Ken kämpft mit Depressionen, sie selbst hat chronische Schmerzen und eine Krebserkrankung. Das Buch fragt nach dem Warum des Leidens und besticht in seinen Antworten durch klares Gottvertrauen. Eareckson kritisiert, dass die Gesellschaft nicht mehr mit Leid umgehen könne und alles dafür tue, um ihm zu entgehen. Das Paar möchte mit dem Buch Hilfe und Inspiration für eine gelingende Beziehung zum Partner und zu Gott anbieten. | **JOHANNES WEIL**

Joni Eareckson Tada/Ken Tada/Larry Libby: „Deine Liebe schenkt mir Flügel“, 224 Seiten, Brunnen, 17,99 Euro, ISBN 9783765518492

Anzeige

Für alle Vorwärtsdenker

Das Christliche Medienmagazin pro

Denken Sie voraus – mit pro!

Das Christliche Medienmagazin pro berichtet über aktuelle Themen und Debatten. Wir liefern Ihnen Informationen und Argumente, die Ihnen helfen, sich zu orientieren – und mitzureden.

Lesen Sie pro als Magazin, auf Ihrem Tablet, jede Woche als pdf-Magazin per E-Mail oder online. **Kostenlos.**

pro MAGAZIN

Unser Magazin erscheint sechsmal jährlich für Sie – kostenlos.

pro TABLET MAGAZIN

Wischen statt Blättern – lesen Sie pro auch auf Ihrem Tablet. Laden Sie die pro-App im AppStore oder bei GooglePlay.

pro ONLINE

Lesen Sie unsere Nachrichten und Berichte täglich aktuell im Internet auf: pro-medienmagazin.de

pro KOMPAKT

proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche per E-Mail auf Ihren Bildschirm.

pro VIDEO

Sehen Sie ausgewählte Interviews und Berichte auch als Video. pro-medienmagazin.de/provideo

pro
Christliches Medienmagazin

pro-medienmagazin.de | Telefon (0 64 41) 91 51 51

Foto: Benicce, Fotolia